

012357/1931

II Jg.

Nr. 10



Eisab-land,
Lottkringer
Heimat



1

9

3

1

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Inhalt des Oktoberheftes:

TEXT: J. L., Trinkbechersprüche aus dem 17. Jahrhundert / A. Petri, Der Rote von Sankt Pilt / Rodmin, Herbst in der Metzger Gegend / L. Gerber, Revolutionserinnerungen aus Wingen / Berthe Berster, Die Königin Maria Leczinska und das Elsass / V. Kuentzmann, Le Chaperon du Climont / F. Baldensperger, Die Weidbuben im Ried / Lucien Pfleger, St. Leodegariuswallfahrt zu Reinhardsmünster / J. Gasser, Wilhelm Philipp Schimper / Venantius Fortunatus, Metz / A. Kassel, Schubart im elsässischen Volksmund / Ernest Braun, Aus Stunden der Einkehr / Fr. Lutzinger, Das Stöhnen. Schluss der Vogesenovelle. — Vogesenwanderungen.

BILDER: Kunstbeilage: Alter Hof in Rappoltswiler, Originalholzschnitt von Ed. Raul / Herbst bei Jouy-aux-Arches / Photo J. Walter, Lothringer Bauer / Wingen / Latour, Maria Leczinska / Reinhardsmünster / Photo J. Steib, Ramstal bei Zabern / W. Ph. Schimper / A. Dubois, Elsässischer Bauer / H. Bacher, Obersteinbach / Photos E. Haller, Drei Exen — Morgenstimmung bei Mittlach — Forsthaus Wasserfels.

Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftl. Gesellschaft zu Strassburg

Reihe B. Theologie und Philosophie

Band 1 **BRAUN L.**, Die Persönlichkeit Gottes. Eine Auseinandersetzung zwischen Ed. von Hartmanns Philosophie des Unbewussten und dem kritischen Theismus, Alsatia - Colmar 1929, Erster Teil: XVI und 200 Seiten. Frs. 25.— (20.—)

Band 3 **ABY H.**, Schopenhauer und Scholastik, Alsatia-Colmar 1930, XIV und 110 Seiten. Frs. 20.— (15.—)

Band 4 **BARTHEL E.**, Vorstellung und Denken. Eine Kritik des pragmatischen Verstandes, Selbstverlag der E. L. W. G. zu Strassburg 1931, 213 Seiten. Frs. 45.— (30.—)

Reihe C. Literatur und Geschichte

Band 1 **LEFFTZ J.**, Märchen der Brüder Grimm, Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Oelenberg im Elsass, Selbstverlag der E. L. W. G. zu Strassburg 1927, 180 Seiten, mit Kunsttafeln, vornehme Buchausstattung. Vergriffen. * (Frs. 20.—)

Band 2 **KARST J.**, Geschichte der armenischen Philologie. Mit Beilagen und Exkursen über die asianisch-mediterraneische Vorgeschichte, Carl Winter-Heidelberg 1930, XII und 211 Seiten. Frs. 60.— (36.—)

Band 3 **KARST J.**, Origines Mediterraneae. Die vorgeschichtlichen Mittelmeervölker nach Ursprung, Schichtung und Verwandtschaft. Ethnologisch-linguistische Forschungen. Mit Exkursen über Atlantis, die süd-, mittel-, ostasiatische und amerikanische Völkerwelt. C. Winter-Heidelberg 1931, XXXVI und 725 Seiten. Frs. 240.— (120.—)

Savonnerie Alsacienne

RÉQUISHEIM (Haut-Rhin)

INSTALLATION MODERNE

Fabrication de Savons de toutes sortes

Poudre à Savon „ALSATIA“ pour la lessive
SAVON MOU DE PREMIÈRE QUALITÉ

MODERNSTE FABRIKEINRICHTUNG

Herstellung von Gebrauchsseifen aller Art

für Haushalt und Industrie

Seifenpulver „Alsatia“ - Schmierseife I. Qualität

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.



9726





Alter Hof in Rappoltsweiler

Originalholzschnitt von Ed. RAUL

Wer mit Liebe gedenkt,
Wer Wertvolles schenkt,

legt auf den diesjährigen Weihnachtstisch

das soeben erscheinende

heimatliebe Festgeschenk

„Elsässische Weihnacht“

Ein Buch von unseres Landes Art und Brauch,
herausgegeben von J. LEFFTZ und A. PFLEGER.

Ein vornehm ausgestatteter, 240 Seiten starker Gross-Oktav-Band, vorzüglich und reich illustriert mit Bildern älterer und neuerer Meister, in einer einmaligen Auflage von nur 600 nummerierten Exemplaren.

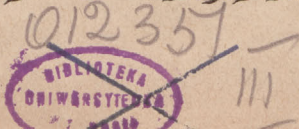
Einbandentwurf von HENRI BACHER

Solid broschiert, schmucker Einband Preis 45 Franken
Prächtiger Ganzleinen-Geschenkband Preis 60 Franken

Dieses zu Geschenkzwecken hervorragend geeignete Buch ist viel mehr als eine Eintagscheinung und Eintagslektüre, es wird in der Alsatica-Literatur einen dauernden Ehrenplatz behaupten und bleiben den Wert behalten für die weitesten Kreise der Gebildeten als ein weihnachtliches Kulturdokument ersten Ranges. Allen, welche in der Heimat teilhaben an diesem innerlichsten und elsässischsten aller unserer Feste, will dies Buch in den Stunden wenigstens, wo die Herzen aller Schichten des Volkes zusammenklingen, ein lieber Führer sein zu den dunkel rauschenden Urquellen und geheimnisvollen Wundern und Herrlichkeiten der elsässischen Weihnacht. Dann will es auch den Landsleuten, die in der Ferne weilen, die elsässische Weihnacht und mit ihr die geliebte Heimat ersetzen. Wie Rauschgold und Engelshaar durch die Zweige des strahlenlichten Christbaums, zieht sich durch die Blätter dieses Weihnachtsbuches in stimmungsvollen Skizzen, in heimatgeschichtlichen und volkskundlichen Erzählungen, in allgemein verständlichen, wissenschaftlichen Aufsätzen und Abhandlungen, in Gedichten und Bildern auf elsässischem Grunde der wundersame Glanz dieser gnadenseligen Festzeit. Da wird die elsässische Landschaft in Wort und Bild zu einem winterweiss verschneiten Weihnachtsmärchen verzaubert, es erklingen die uralten, herztiefen Weihnachtslieder wie Schlittenglöckchengeklingel, der Vorweihnachtszauber steigt auf in Advents- und Nikolausbräuchen, glitzerbunt schimmert der Christkindelsmarkt, Kinderangen

leuchten, süß duftet das altelsässische Weihnachtsgebäck. Und der Wald kommt in die Städte, tannengrün schmücken sich Plätze und Winkel. Wie klingen nun die altelsässischen Volksmärchen so heimlich und so traut, wenn es wintert mit Frost und Schnee! Wir blättern weiter im Buche: da grüsst uns die herbe, holzgeschnittene Schönheit Baldungscher Krippendarstellungen und der unübertreffliche Zauber Schongauer'scher Weihnachtsbilder, duftend entfalten sich die Weihnachtslegenden vom Isenheimer Altar des Matthias Grünewald. Es naht die hl. Nacht: es erglänzt der strahlenlichte, unserm Elsass ureigene Christbaum. Die Tiere feiern Weihnacht, herzogschlichte Weihnachtsspiele entschlummern der Vergangenheit, die alte Spielzeug- und Krippenkunst zieht an unserem Auge vorüber, dann fesseln wieder den Heimatfreund die Bechtumzüge der Weihnachtszeit, der Johannesseggen, die weihnachtseligen Neujahrswünsche unserer Vorfahren und die frohen Dreikönigsbräuche, lauter reizvolle Kapitel der elsässischen Volkskunde. Damit ist aber der vielseitige Inhalt dieses gehaltvollen Weihnachtsbuches nur angedeutet, alles Wichtige ist in ihm in anziehender Weise zum geschlossenen Bild der elsässischen Weihnacht zusammengetragen. Fürwahr, ein prächtiges, wenn nicht das prächtigste Buchgeschenk für den elsässischen Weihnachtstisch! Es beeile sich, wer das preiswerte, kostbare Alsatium erwerben will. Die einmalige geringe Auflage von 600 nummerierten Exemplaren wird bald vergriffen sein.

Alsatia-Verlag, Gebweiler



Zeitschriftenschau

Atlantis, Länder, Völker, Reisen. Illustrierte Monatsschrift. Berlin SW 68. Septemberheft 1931.

Das Septemberheft von Atlantis wird durch einen Aufsatz von Richard von Schaukal eröffnet, der eine Fahrt mit der Drahtseilbahn auf die Rax zum Anlass nimmt zu einer geistreichen und tiefgreifenden Betrachtung: Gegen die Technik. Graf Baudissin schildert fesselnd und mit grosser Kennerchaft die Moorhuhnjagd in Schottland, das Herbstvergnügen der englischen Society und Lebewelt. Martin Hürlimann erzählt mit Verve und kluger Beobachtung eine Reise in der «indischen Schweiz», dem Hochland von Kaschmir nach der Sommerresidenz des Maharadscha von Jammu. Eine grosse Reihe glänzender Bilder führt uns dieses paradisische Land vor Augen. Der wissenschaftliche Leiter der Arktisexpedition, Prof. Samoilewitsch, berichtet über den Arktisflug des Grafen Zepelin und seine wissenschaftlichen Ergebnisse an Hand von unübertrefflich eindrucksvollen Bildern. Das Glanzstück des Heftes aber sind die 16 Tiefdruckseiten mit wundervollen und kunstvoll gesehene Aufnahmen von Venedig, das in seiner ganzen märchenhaften Schönheit vor uns ersteht. Begleitet sind diese Bilder von einer klug zusammengestellten kleinen Anthologie: Lob Venedigs, die die schönsten Stellen dichterischer Lobpreisungen der Meeresstadt enthält: Briefe, Schilderungen, Gedichte und Betrachtungen von Dürer, Goethe, Platen, Jakob Burckhardt, John Ruskin, C. F. Meyer, Petrarca, Byron, d'Annunzio. Ein kostbares Heft, das man sich aufheben wird.

Das schöne Heim. Illustrierte Monatsschrift. München, F. C. Bruckmann A. G. Septemberheft 1931. Preis 1,60 Mk.

Sonnige, gesunde Heimstätten zu schaffen, ist eines der wichtigsten Probleme unserer Zeit. Fruchtbare Anregungen in allen damit zusammenhängenden Dingen bietet die bekannte Münchner Monatsschrift «Das schöne Heim», die mit dem vorliegenden Septemberheft einen mit über 750 Bildern reich versehenen Jahrgang beschliesst. Aus dem beigegebenen Inhaltsverzeichnis ist die unvergleichliche Fülle guter Anregungen, die in dieser Zeitschrift geboten wird,

gut zu überschauen. Es gibt wohl kaum eine Frage aus dem grossen Bereich der Wohnkultur, auf die wir in diesen Heften nicht eine mit Bildern erläuterte sachkundige Antwort fänden. Das Septemberheft behandelt ein Wohn- und ein Landhaus eingehend. Wir sehen die Grundrisse, Aussenansichten von der Strassen- und Gartenseite, Ausblicke in die Gartenanlage, Einzelheiten der inneren Einrichtung usw. Von speziellem Interesse für die Frau sind in dem vorliegenden Heft die illustrierten Abhandlungen über Ordnung im Kinderzimmer, über den gedeckten Tisch, über reizvolle Tüllstickereien und den Garten. Im praktischen Teil sind neue Fensterkonstruktionen, die leichtes Putzen ermöglichen, eine neue Sparteekanne, Türspione, Gardinen-Laufschienen usw. ausführlicher besprochen.

Die neue Linie. Illustrierte Monatsschrift. Leipzig. Verlag Otto Beyer. Septemberheft 1931. Preis 1 Mk.

Die Septemhernummer der «neuen Linie», eröffnet ihren 5. Jahrgang mit einem grossen Preisaus schreiben für die beste deutsche Gegenwartsnovelle (15 000 Mark Preise). Die ehrenamtliche Jury haben u. a. übernommen: Dr. Paul Fechter, Dr. Alfons Paquet, Dr. Wilhelm von Scholz, Frau Helene von Nostitz. Besonderes Interesse wird diesmal der Unterhaltungsteil finden, in dem der bedeutende spanische Philosoph und Schriftsteller José Ortega y Gasset über «Die Frau als Illusion des Mannes» schreibt, der bekannte Theatermäzen und -leiter Erbprinz Reuss eine Betrachtung über das «Theater am Wendepunkt» bringt, und ein Einblick in die Werkstatt der Silhouettenfilm-Künstlerin Lotte Reininger getan wird. — Witzig und nachdenklich daneben ein illustriertes Kapitel über das Tête-à-tête. In der Abteilung Wohnung und Kunst zeigt «Die neue Linie» ein für ihre Leser entworfenes Eigenhaus. Daneben den interessanten Umbau einer Dachwohnung, Plastik von Ernst Barlach, neuartig graviertes Silber und Malerei auf Glas. Die Mode bringt diesmal in ausgezeichneten Photos einen Ueberblick über die neue Hutmode, ferner sind bereits als Vorschau auf Herbst und Winter das Abendkleid, Ensemble und Mantel, Rock und Bluse in neuesten Modellen zu sehen.

Freunde der Vogesen, Freunde der Heimat

bestellen unverzüglich den neu erschienenen

Vogesenkalender 1932

58. Jahrgang

Preis nur 3.50 Frs.

58. Jahrgang

In allen Buchhandlungen erhältlich. —:— Verlag „Alsatia“ Colmar.

Wöchentlich erscheinend mit ausführlichem Weltprogramm, reich illustrierten technischen u. unterhaltenden Beiträgen und aktuellen belehrenden Abhandlungen.

Der Deutsche Rundfunk

Verlag: Rothgiesser & Diesing A. G.
Berlin N 24

Rundschau u. Programm für alle Funkteilnehmer.

10. Jahrgang 1931

Älteste, beste und beliebteste Radiozeitschrift Deutschlands.

Elfab-land Lothringer Heimat

11. Jahrg.

OKTOBER 1931

10. Heft

Trinkbechersprüche aus dem 17. Jahrhundert

Nachstehende Reime sind dem im Jahre 1621 gedruckten Buche «Anmutiger Weisheit Lustgarten» entnommen. Der Verfasser Wolhart Spangenberg, der 1601 in die Gesellschaft der Strassburger Meistersinger aufgenommen wurde und als ihr eifrigstes und bedeutendstes Mitglied bekannt ist, schickte ihnen folgende Worte voraus: «Wie man aber den lieben Wein bey den Malzeiten fein mit Bescheidenheit in der Forcht Gottes nach dem alten Teutschen Reimlein, Trink vnd Iss, Gottes nicht vergiss' trinken könne: Darvon hab ich etwan vor Jahren einem guten Herrn vnd freund folgende Reime gestellet: welche derselb auff zwölf silberne Tischbecher stechen lassen, so in der Ordnung nach verzeichneter Zahl können auffgestellt vnd ein jeder Gast, so deren einen vor sich hat vnd in gemein sie alle dess rechten Brauchs des weins können erinnert werden. Die lauten also»:

I. Genes. 1. v. 11.

Zwölf Stück sol man betrachten fein
Beym Gastmahl, so man trinket wein.
Zu erst, dass Gott durch seine Krafft
Den Rebstock sampt dem edlen Safft
Im Anfang bald erschaffen hab.
Drum sag man Gott danck für sein Gab.

II. Genes. 9. v. 20.

Darnach den weinstock fein betracht!
Wie Noah dess ein Anfang gmacht.
Er liess die Müh sich nicht verdriessen,
Damit er möcht dess weins geniessen.
Also auch, wer will trinken wein,
In seim Beruf soll fleissig sein.

III. Psalm. 128. v. 3.

Zum dritten merk die Gleichniss fein
Dess Weinstocks vnd des Ehweibs rein.

Dann sie all beyd durch Gottes Segen
Gantz fruchtbar bringen Freud. Desswegen
Der Weinstock vnd ein weib Fruchtbar
Seind Lobs und Ehren werth fürwar!

IV. Apocal. 14. v. 19.

Merck auch zum Vierdten ohne Spott!
Wie man die Träublein press und tritt,
Wann sie seind zeitlig. Gleicher gestalt
Wird Gott in seins Zorns Kelter balt
All werffen, die mit Sünden schwer
Reiff seyn. Drumb Mensch dich balt bekehr!

V. Lucae 5. v. 37.

Zum Fünften auch beim Wein betracht,
So man auss Trauben Most gemacht,
So nimbt man neue Schleuch mit Fleiss
Darzu: nicht alte. Gleicher weiss
Fasst man die Lehre Christi fein
Mit newgebornen Herten rein.

VI. Lucae 10. v. 34.

Zum sechsten schaw! Der Wein ohn list
Dess Gsetzes Lehr ein Vorbild ist,
Den ja der Samarit zur stunden
Dem Menschen goss in seine Wunden.
Das Gsetz ist scharff dem Menschen zart
Vnd jhm seine Sünde offenbart.

VII. Syrach 32. v. 32.

Zum siebnden merk auf fein die Krafft
Dess Weins, in dem er tugendhafft
Ja recht erquickt des Menschen Hertz:
So man jhn mässig trinckt ohn schertz:
Drumb trinckt ih mit Bescheidenheit
Zum Lust vnd Frewd in Dankbarkeit.

VIII. 1. Timoth. 5. v. 24.

Zum achten wiss! Der Wein so gut
Dem schwachen Magen recht wol thut.

Drumb hüt dich! Dass du nit den Brauch
Gleich wie ein Wein Jud haltest auch,
Der seinen Keller voll Wein kaufft:
Ist kranck, vor Geitz nur Wasser saufft.

IX. Prov. 31. v. 6.

Zum neunten soltu wissen eben,
Dass Gott den Wein dir hat gegeben
Nicht dass du jhn allein sollt haben:
Ja, du sollt auch darmit fein laben
Auss brüderlicher Liebe rein,
Die so betrübtes Geistes sein.

X. Prov. 23. v. 19.

Zum zehnten hüte dich gar fein!
Dass du ja nicht missbrauchst den Wein:
Damit du nicht gerathst mit Spott
Durchs Sauffen in der Schlemmer Rott.

Die doch sich selbst in Armut stürzten,
Ihr Leben jhnen selbst verkürzten.

XI. Psalm 69. v. 23.

Zum eilfften merck auf! welcher gestalt
Der Wein zu Essig wird gar bald:
Das Süß in Saur: die Frewd in Leyd,
Drum leb in Gottesfurcht allzeit:
Erheb dich nit, wanns dir wol geht,
Dann Weltfrewd je nit lang besteht.

XII. Joan. 2. v. 9.

Zum zwölften, so dir Wein gebrist
Vnd bey dir Noth und Mangel ist,
So ruf zu Gott: Er ist der Mann,
Der Wasser zu Wein machen kan.
Dann was man bitt in seinem Namen,
Dasselb erlangt man gewiss vnd Amen!

J. L.

Der Rote von St. Pilt

Von Ad. Petri

Ich bin den ganzen Tag gelaufen,
Jetzt, Mädchen, schenk den Römer voll!
Bei feinem Wein will ich verschnauen,
Sein Duft mich wieder wecken soll.

Doch hüte dich, mir vorzusetzen
Gemischtes Zeug, an Blume matt!
Nichts kann mich mehr als das verletzen,
Wenn einer Wein gefälschet hat.

Getrost, so sprach das schmucke Kätchen,
Ich bring euch einen, fein und mild,
Den trefft ihr nicht in jedem Städtchen,
Ich bring euch Roten von Sankt Pilt.

Bald schwamm das Blut im hellen Glase,
Ich nippte dran und sagte: Fein!
Ein edler Duft stieg in die Nase,
Ja, Mädels, das ist guter Wein!

Ich trank und trank, bis längst vergangen
Des Tages heit'rer Sonnenschein,
Vom Weine glühten meine Wangen,
Denn Kätchen schenkte wacker ein.

Da sang ein Lied ich dir zum Ruhme,
Dir, edlem Tropfen von Sankt Pilt,
Noch nie auf meinem Wandertume
Trank Wein ich, der wie du so mild!

Dich will ich preisen aller Orten,
Wo Frohsinn noch und Trinklust gilt,
Zieh wieder ich durch Wasgaus Pforten,
Soll Wein mich laben von Sankt Pilt.

Mitgeteilt von Henri Heyberger





Herbst bei Jouy-aux-Arches

Herbst in der Metzger Gegend

Vor fünfzig, sechzig Jahren ging es im Herbst hierzulande noch recht lustig zu, und zwar nicht bloss beim Lesen, sondern auch noch beim Keltern, und das Keltern dauerte mitunter bis in den Dezember hinein. Damals war die arbeitende Bevölkerung, der eigentliche Bürgerstand, am Grundbesitz wenig beteiligt, das meiste Reb Gelände war in grössere oder kleinere Güter geteilt, die reichen Patriziern oder Kaufleuten und Handwerkern gehörten und von den ansässigen Leuten bebaut wurden. Der Weinbauer, der neben dem schwankenden Ertrage aus seinen eigenen Rebstöcken einen auskömmlichen Lohn für die Bewirtschaftung fremden Eigentums bezog, war demnach von den Konjunkturen ziemlich unabhängig, und so war die Lese für ihn, mochte die Ernte gut oder schlecht ausfallen, ein Fest; ebenso übrigens für den Besitzer selbst, der die Lesezeit als eine Art Ferien, als eine Erholung aus dem Alltäglichen betrachtete. Es gab aber noch eine dritte Klasse von Menschen, für welche die Weinlese eine willkommene Abwechslung mit dem ewigen Einerlei darstellte, das waren die zahlreichen Kleinbauern und Landarbeiter aus den Ackerbaugesenden, die mitunter von recht weit kamen, um sich für die Lesetage zu ver-

dingen. Freilich waren die Einquartierungsverhältnisse und die Kost wohl etwas primitiv, heisst es doch in einem Liede:

Allons en vendange
 Pour gagner cinq sous,
 Coucher sur la paille
 Pour attraper des poux,
 Manger du fromage
 Qui.. sent comme la rage,
 Boire du vin doux
 Qui fait c.... partout.

Indessen was ficht dies die Jugend an!

So war denn die Weinlese eine Zeit des ungebundenen Treibens, das Scherzen und Singen sowohl im Weinberg wie auf dem Wege nach und von dem Kelterhause nahm kein Ende, wozu übrigens die überreichliche «flüssige» Verpflegung noch redlich verhalf. Und des Abends sammelten sich nach getaner Arbeit die Angehörigen derselben Arbeiterrotte (chantier), alt und jung, Männlein und Weiblein, Ehe-, Braut-, Liebespaare und solche, die es werden wollten, zum «Rondeau». In bunter Reihe sich bei der Hand haltend, alte Volkslieder singend und bei dem jedesmaligen Refrain im Kreise hopsend, zogen sie durch die Dorfstrassen, mitunter sogar von einem Dorfe zum anderen, bis am



Photo J. Walter

Lothringer Bauer

Schlussstage, dem sogenannten «Tue-chien», nach einem opulenten Schmause die Feststimmung ihren Höhepunkt erreichte.

Unmittelbar nach der Lese begann aber schon das Keltern des vin gris und daraufhin das Keltern des Rotweins; damals gab es in einem Dorfe nur wenige Keltern — meist sogenannte Hebelkeltern, Jahrhunderte alte Holzkolosse, die noch aus der Zeit der Zehnten stammten — und so musste ein jeder warten, bis die Reihe an ihn kam, sodass es Wochen und fast Monate dauerte, bis alles fertig war. Im Volksmunde tragen diese Hebelkeltern — woher die Ableitung, ist schwer zu sagen — den Namen «Chaucul». Daher die in einigen Gemeinden der nahen Umgegend üblichen, für den Uneingeweihten so befremdlich klingenden Gewannamen «Chaucul de la Reine», «Chaucul de l'Evêque» usw. Da die Handhabung einer solchen Hebelkelter ziemlich schwierig ist und ein Fehlgriff leicht verhängnisvolle Folgen haben kann, wurde die Bedienungsmannschaft, fünf Mann stark, vom Besitzer der Kelter gestellt, welche übrigens nicht mit Geld, sondern in natura, mit dem bei der vierten Pressung (taille) abfließenden Weine gelohnt wurde. Die Verpflegung hatte dagegen der an der Reihe stehende Weinbauer zu übernehmen. Und da es für eine solche Rotte ein Leichtes war, den Druck so zu führen, dass bei den drei ersten Pressungen möglichst viel Wein in der Maische verblieb, so suchte der Betreffende durch möglichst opulente Verpflegung sich einem all zu tollen «Mogeln» in dieser Richtung zu entziehen. Und so nahm die Schmauserei kein Ende. Natürlich wurde Tag und Nacht gearbeitet, und in den langen Abenden des Spätherbstes war das Kelterhaus das Stelldichein der erwachsenen Dorfjugend beiderlei Geschlechts. Ein mächtiges Reisigfeuer wurde in einer Ecke angezündet, Kartoffeln wurden gebraten, Glühwein gekocht und allerhand Allotria getrieben. Wer heute Gelegenheit hat, eine der wenigen noch übrig gebliebenen Hebelkeltern bei nächtlichem Betriebe zu sehen, dem wird das Bild sicher unvergesslich bleiben!

Ja, tempi passati, hier an der Mosel wie auch am Rhein! Die meisten Weingüter sind verschwunden. In Gemeinden, wo es deren 30 und mehr gab, bleiben kaum einige, in anderen womöglich keine mehr übrig. Nur wenige Gemeinden gibt es, in denen sich der alte Besitzstand erhalten hat. In den übrigen ist die früher für fremde Rechnung arbeitende Bevölkerung, der Winzerstand, Besitzer des Weinlandes geworden. Schon in den 60er Jahren begann die Bewegung, hervorgerufen durch die steigenden Löhne; die Ereignisse von 1870/71 mit den

darauffolgenden zahlreichen Optionen haben sie dann beschleunigt und zu Ende geführt. Dies hat nun neben den Licht- auch seine Schattenseiten. Der Weinbauer von jetzt ist zwar selbständiger, er hat aber auch mehr Sorgen, und da ist für ihn die Lesestimmung nicht immer eine Feststimmung. Mit der Zersplitterung des Rebbesitzes fielen aber auch die grossen Arbeiterrotten weg, die ja am meisten zum Ungebundensein beitrugen. Dann kam noch seit den 80er Jahren etwas anderes hinzu, nämlich die Aenderung in der Verkaufsweise der Kreszenz.

Früher kam alles in die Gärbottiche, erst nach erfolgter Gärung wurde verkauft oder eingekellert. Als aber die deutsche Schaumweinindustrie den Wert des Lothringer Erzeugnisses für die Schaumweibereitung erkannt hätte, wurden meistens die Trauben nach dem Gewichte aufgekauft, weil deren Behandlung vom Käufer rationeller vorgenommen werden kann, als es vom einzelnen Besitzer, zumal von seiten der kleineren Leute, geschehen könnte. Das brachte aber in dem ganzen Lesebetrieb eine wahre Revolution mit sich. Die Trauben wurden nicht mehr ins Dorf in das Kelterhaus, sondern auf die Landstrasse an einen Wagen gebracht, wo sie vor dem Einschütten gewogen wurden, was nicht bloss Zeitverluste, sondern mitunter noch fortwährende Zänkereien verursachte und die gute Laune daher nicht gerade förderte. Mit dieser Verkaufsweise erhielt aber auch das Kelterleben nach der Lese, das schon dadurch stark beeinträchtigt worden war, dass die deutsche Verwaltung von dem als Lohn zurückbehaltenen Weine die Weinsteuer erhob, den Gnadenstoss. Die alten Hebelkeltereien sind nach und nach verschwunden, ihre Hauptteile schmückten als «Möbel aus altem Eichenholze» die Prunkgemächer vornehmer Häuser, und der Weinbauer, der nicht seine Trauben verkaufen, sondern seinen Wein einkellern wollte, schaffte sich jetzt eine eigene, leicht arbeitende moderne Spindelkelter an. Der wenige Wein, der in der Gemeinde verblieb, wurde innerhalb einiger Tage geborgen.

Damit soll aber nicht gesagt werden, dass, weil es bei der Tagesarbeit nüchterner und stiller zugeht, die Fröhlichkeit am Abend ihre Rechte verlor; und so wird es wohl auch heute noch an der Mosel, am Rhein und anderswo der Fall sein. Die Sitte des «Chantier» und «Rondeau» hat sich bis heute erhalten, mit dem Unterschied freilich, dass da, wo es keine grosse Rotten mehr gibt, die ganze Jugend des Dorfes zusammentritt. Leider haben die modernen Gassenhauer die älteren Lieder allmählich verdrängt.

Revolutionserinnerungen aus Wingen

Von L. Gerber

Zur Zeit der grossen Revolution bildeten sich auch in Wingen, wie überall, zwei Parteien, die Regierungsfreunde: die Patrioten, und die Regierungsfeinde: die Aristokraten. Diese mussten vielfach in das «Neuland», in die Pfalz und nach Baden flüchten. Wie sonstwo wurden ihre Güter eingezogen und verkauft. Es ward auch ein Freiheitsbaum aufgerichtet, um den die Patrioten tanzten.

Eine Familie Hild aus Rosteig, in der Umgegend nur unter dem Namen «Patrioten» bekannt, hat diesen Spitznamen aus jener Zeit erhalten. Ein Ahne dieser Familie, der zur Zeit der grossen Revolution «Aristokrat» war, wurde ergriffen und fortgeführt. Als sein Sohn nach Hause kam und es erfuhr, sagte er: «Wir sind ja noch andere, grössere Patrioten als die, welche meinen Vater geholt haben». Von der Zeit an hatte die Familie den Uebernamen «Patrioten».

Auch in Wingen wurde 1789 der Verfassungsid geleistet. Am «Dekati» wurde in der Kirche folgender Vers gesungen:

Wenn die Patriote kumma,
Müsse mir de Ça ira trumma.
Ça ira, ça ira, ça ira, ça
Brotwurscht isch ken Serwilla.

Im Jahre 1848 gab es hier einen allgemeinen Aufstand. Die «Heidenecker» zumal empörten sich und verübten groben Unfug. Im Dorfe wurde eine Nationalgarde eingerichtet mit

langer, blauer Bluse, rotem Kragen und einem Tzako auf dem Kopfe. Sie sollte wieder Ruhe und Ordnung in Wingen herstellen.

Als Louis Philippe gestürzt war, wurde die zweite Republik gefeiert und zwei Freiheitsbäume gepflanzt. Der eine stand in der westlichen Ecke des Gartens bei der katholischen Mädchenschule, der andere auf dem Kirchplatze.

Jedoch fühlten sich die Wingener unter der zweiten Republik nicht besonders glücklich. Sie klagten über zu grosse, drückende Steuern. Auf 1 Franken mussten sie 9 Sous Zuschläge bezahlen. Sie gaben dem Diktator Cavaignac die Schuld und spotteten über ihn in folgender Weise:

«Cavaignac
hat neun Sous im Sack!»

Natürlich rächten sie sich an ihm bei der Wahl des Präsidenten. Sie agitierten heftig für Napoleon und gegen Cavaignac. Hierbei entstand folgender Reim:

«De Cavaignac stammt vom Robespierre,
Drum han mr na gar net gere.
Mr rufe viel lieber Napoleon,
Der sorgt für uns wohl auf dem Thron.
Wenn einer oder dr ander under uns ischt,
Ders wagt un noch emol Cavaignac krischt,
Dem schlawe mer de Buckel voll,
Bis dass er ruft Napoleon!»



Wingen

Die Königin Maria Leczinska und das Elsass

Von Berthe Berster

Am Ausgang eines sehr malerischen Tales des Unterelsasses, von der Lauter anmutig durchflossen, liegt das alte Städtchen Weissenburg, das ich nur einmal in meiner frühen Jugend besucht habe. Aber immer, wenn ich daran zurückdenke, taucht ein liebliches Bild vor meinem Geiste auf — und eine Erinnerung. Eines jener trauten, alten Stadtbilder des Elsasses mit einstöckigen Giebelhäusern, von altmodischen Gärten umgeben, über deren hohe, geheimnisvolle Mauern hochaufgebauchte Hölzerbüsche und Blütenkronen süßen Duft in die stillen, sonnverträumten Gassen wehen. Und die Erinnerung lässt mich zurückdenken an eine Frau, von der ich damals zum erstenmale hörte, die ein solch altes Haus bewohnte, in diesen stillen Gassen wandelte, mit allen Hoffnungen und aller Lebenslust der Jugend: Maria Leczinska, eine der trefflichsten Fürstinnen, deren Stirn das königliche Diadem mit den Lilien von Frankreich geziert hat. Ihr Name glänzt für alle Zeiten in jenem Buch der Geschichte, das man nicht gerne aufschlägt, weil es so traurig ist; für sie wurde die Krone von Frankreich zu einer Dornenkrone, und sie ward die Vorgängerin im Leid, wenn auch in anderem Sinne, der unglücklichen Königin, die ihr auf dem Throne folgte und die den Glanz der Krone mit ihrem Leben bezahlte.

Maria Charlotte Félicitas Leczinska wurde am 23. Juni 1703 als die zweite Tochter von Stanislaus Leczinsky und Katharina Opalinska, beide aus edlem Geschlecht, geboren. Ihre Ahnen väterlicherseits waren die ersten Verbreiter des Christentums in Polen. Das Land war zu jener Zeit der Spielball politischer Kämpfe. König Karl XII. von Schweden war Herr des Landes geworden und hatte in einer am 12. Juli 1704 (oder 1706) abgehaltenen Wahlversammlung einen jungen, tapferen Fürsten, Stanislaus Leczinsky, dessen er sich später für seine ehrgeizigen Zwecke zu bedienen hoffte, zum König von Polen ausrufen lassen. Aber nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Pultawa 1709 vertrieb Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen als König von Polen seinen Gegenkönig Stanislaus, der fliehen musste und sich zunächst in Zweibrücken aufhielt, das damals dem Schwedenkönig gehörte. Aber nach dessen Tode sah er sich abermals genötigt, seinen Aufenthaltsort zu wechseln und in fremdem Lande Zuflucht zu suchen. Er wandte sich deshalb an den Herzog von Or-

léans, der damals für den minderjährigen späteren König Ludwig XV. die Regentschaft führte, und bat ihn, ihm in seinem Reich ein Asyl zu gewähren. Die Bitte wurde erfüllt, und da Stanislaus sich ganz in der Nähe des Elsasses befand, so wählte er Weissenburg zu seiner Residenz und wurde dort im März des Jahres 1719 mit allen königlichen Ehren empfangen. Zwar soll er zunächst in dem Schlosse St. Rémi 3 km von Weissenburg entfernt gewohnt haben, das damals dem Grafen von Schönburg, Bischof von Speyer und Probst der Kollegiatkirche von Weissenburg, gehörte, der es dem vertriebenen König grossherzig zur Verfügung stellte. Erst 1722, nachdem er durch die Vermittlung des Kardinals Rohan eine französische Pension erhalten hatte, ward es ihm möglich, unter bescheidenen Verhältnissen in Weissenburg Hof zu halten. Maria war damals, als sie zum erstenmal elsässischen Boden betrat, 16 Jahre alt und das einzige Kind des Königs-paares, da sie ihre Schwester Anna zwei Jahre vorher durch den Tod verloren hatte. Einer ihrer Zeitgenossen entwirft ein anmutiges Bild ihrer Persönlichkeit, indem er von ihr schreibt: «Die junge Prinzessin hatte von ihrem Vater nicht nur die äusseren Gesichtszüge, sondern auch seinen fröhlichen Sinn und die Liebe zu geistigen Dingen geerbt. Sie war nicht eben schön, aber von angenehmem Wesen, gut gewachsen, mit grossen, sprechenden Augen, hoher Stirn, frischer, wenn auch etwas zu lebhafter Farbe». Ihre Bildung war gross und umfassend. Sie sprach mehrere Sprachen, pflegte die Musik und Malerei, und das Urteil derer, die sie kannten, ging dahin, dass man wohl schwierig an einem europäischen Hofe eine Prinzessin gefunden hätte, die ihr an hoher Bildung und umfassender Erziehung gleichgekommen wäre. Die Musik besonders scheint sie sehr geliebt zu haben, und wie tief ihre Seele in ihrem Banne stand und ihre innere Welt davon beeinflusst und bereichert wurde, spricht sie selbst in einem Briefe aus: «Die Musik spricht alles aus, was die Seele Höchstes und Tiefstes träumt und ahnt. Sie ist die Offenbarung einer Fülle von Gedanken und Empfindungen von weit erhabenerer Natur, als die menschliche Rede es je auszudrücken vermag; sie ist die Enthüllung des Unendlichen». Und eine tief musikalische Natur ist auch immer eine religiöse Natur. Die wechselvollen Schicksale der Eltern hatten die Seele der jungen Prinzessin bereits früh gereift.

Von tiefem Mitleid für ihren verbannten und entthronten Vater erfüllt, suchte sie durch ihre natürliche Anmut und Liebenswürdigekeit ihm Trost und Stütze in seiner Verbitterung zu sein. Sie ward der Sonnenschein dieses oft düsteren und freudlosen Hauses. Aber immer, wenn Einsamkeit und Trauer sie allzusehr bedrückten, öffnete sich ihre Seele weit der geistigen Wunderwelt der Religion. Mit ihren Eltern pilgerte sie oft nach Marienthal, das ihre Lieblingswallfahrt wurde, und in jeder seelischen Not fand sie den Weg dorthin. Und schien es nicht, als ob ihr Gebet erhört und ihr Schicksal und das ihrer Eltern wunderbar zum Bessern gelenkt werden sollte? Denn Stanislaus lag ausser der Sorge um eine gute Erziehung, die er Maria zuteil werden lassen wollte, auch die Sorge ihrer künftigen Vermählung sehr am Herzen. Mehrere Pläne, die er gehegt hatte, waren schon fehlgeschlagen. Da erbat sich im Jahre 1725 der französische König durch Kardinal Rohan die im Exil lebende Prinzessin zu seiner Gemahlin. Die Eltern waren übergelukkig, und auch Maria freute sich über diese grosse Ehre, die ihr zuteil ward und auf die sie nie zu hoffen gewagt. Damals ahnte sie noch nicht, dass man jede Höhe mit einer entsprechenden Tiefe bezahlen muss, dass die Taborstunden nur wie köstliche Oasen in die Wüste dieses Lebens eingestreut sind, die wir im Schweisse unseres Angesichtes durchpilgern müssen. Nur Glück und Sonnenschein schien ihr das Leben, aber in all ihrer Freude blieb sie dankbar und fromm, und besonders ihr liebes Marienthal hat sie nicht vergessen. Aus Dankbarkeit für ihre Erhebung zur Königin liess sie daselbst viele heilige Messen lesen und bereicherte später, als sie bereits auf dem französischen Throne sass, den Ort mit vielen Gaben und Schenkungen. Unter anderem schenkte sie zwei Kronen aus gediegenem Golde. Die eine, der Jungfrau Maria geweiht, trug folgende lateinische Inschrift: «An Maria, Königin des Himmels und der Erde, von der geringsten ihrer Dienerinnen als Opfer dargebracht, den 25. März 1725». Sechs goldene Leuchter, eine künstlerisch gearbeitete goldene Lampe, ein kostbares Messgewand und eine prächtige, vergoldete silberne Monstranz, geziert mit Diamanten und kostbaren Steinen, waren Geschenke Marias. Leider gingen sie alle während der französischen Revolution verloren bis auf die silberne Monstranz, welche sich heute noch zu Marienthal befindet und besonders durch die schönen, auf Email gemalten Medaillons berühmt ist.

Sicher ist es auch dem Wohltätigkeitssinn und dem Bestreben der Prinzessin, zur Ehre Gottes alles zu tun, was in ihren Kräften stand,



Pastel de Latour

Musée du Louvre

Maria Leczinska

zu verdanken, dass Stanislaus im Jahre 1725, kurz vor der Vermählung Marias, die in Trümmern liegende Kapelle bei Weiler wieder neu erbauen liess. Eine Inschrift im Chor der Kapelle lautet: «Seligen Gedächtnisses Ihrer Majestät Stanislaus I. König von Polen, Herzog in Lothringen, welcher sieben Jahre in Weissenburg gewohnt und hat die verstorbe, unter dem Schutt gelegene, verfallene Kapelle wieder aufbauen lassen und auch sechs Muttergottesfeste gestiftet». Die Stiftskirche von Weissenburg besitzt eine grosse, kostbare Monstranz, die der Ueberlieferung nach von der Königin Maria soll geschenkt worden sein. Nach Ausweis der alten Bücher der katholischen Pfarrei ist es dagegen sicher, dass ihr Vater, der König, bald nach seinem Wegzug von Weissenburg einen Kelch schenkte, der in lateinischer Sprache die Inschrift trägt: «Dem Altar des heiligen Stanislaus geweiht». Auch in der St. Johannes-Pfarrkirche soll ein alter, dem Namenspatron des Königs geweihter Altar durch einen neuen vom König ersetzt worden sein, der sein Wappen trägt.

Unterdessen lebte Maria still und zurückgezogen bei ihrem Vater und erwartete mit Freuden, aber ohne Ungeduld den Tag, der sie aus dem ihr bereits zur lieben Heimat gewordenen Elsass führen sollte. Viele Stunden widmete

sie den Werken der Nächstenliebe, und wo ein Armer oder Hilfsbedürftiger sich an sie wandte, bat er nicht umsonst. Die künftige Stellung der bisher gewiss sehr einflusslosen Prinzessin wurde auch von Leuten des Hofes sofort benutzt, um die Stadt zu Zugeständnissen zu nötigen, die sie sonst wohl kaum bewilligt hätte. So legt der Kammerdiener Adam Schaub dem Magistrat ein an die Prinzessin gerichtetes, französisch verfasstes Schreiben vor, worin er sie bittet, den Magistrat zu veranlassen, ihm das Bürgerrecht zu erteilen unter vollständiger Befreiung von allen Abgaben und Lasten. Die Prinzessin sandte dieses Schreiben, in dem sie bereits als Königin angedeutet wird, unter eigenhändiger und dringender Befürwortung an den Magistrat, der sich glücklich fühlte, als «très humbles sujets de Sa Majesté la Reine» ihr seinen Diensteifer zu beweisen, indem er ihren Wunsch vollständig erfüllte. Dasselbe geschah später mit mehreren anderen Bürgern, die sie um ihre Vermittlung bei der Stadt gebeten hatten.

Die Trauung des Königs Ludwig XV. mit Maria war auf ihren Wunsch auf den 15. August, das Fest Mariä Himmelfahrt, festgesetzt worden. Das kirchliche Aufgebot war nur einmal, nämlich am 22. Juli, sowohl in der Pfarrkirche zu Versailles als auch in der Johanniskirche zu Weissenburg erfolgt. Die Kardinäle de Noailles, Erzbischof von Paris, und von Schönborn, Bischof von Speyer, hatten für die beiden anderen Male Dispens erteilt. Am 3. Juli, nach anderen Berichten am 6., verliess sie mit ihrer Familie Weissenburg, um sich nach Strassburg zu begeben. Eine Abordnung des Magistrats der Stadt mit Leuten und «Maïen» begleitete die königliche Familie bis zum Ende des Bannes, während der Bürgermeister, Gerichts- und Ratsmitglieder tags darauf nochmals bis Surburg mitritten, wo sie Abschied nahmen. Ihr Weg führte sie über Bischweiler, wo sie für einen Tag bei einer fürstlichen Familie zu Besuch weilten, und von dort aus pilgerte sie ein letztes Mal nach ihrem geliebten Marienthal. Sie sollte es nicht wiedersehen. Einige Tage später hielt sie unter dem Donner der Kanonen, die ihr zu Ehren abgefeuert wurden, und unter dem Jubel der Bevölkerung, die sie mit königlichen Ehren empfing, ihren Einzug in Strassburg. Am 12. August verkündeten abermals Glockengeläute, Trommelwirbel und Trompeten die Ankunft des Herzogs von Orléans als Vertreter des Königs bei der Trauung, da Ludwig XV. nicht selbst zur Vermählung kam. Auch ihm ward ein glänzender Empfang zuteil. Von allen Wällen der Stadt donnerten die Kanonen, Freudenfeuer brannten auf allen Plätzen, und auf besondere

Verordnung des Magistrats waren alle Häuser illuminiert. Die ganze Stadt war in Festesfreude, und Bälle, Theater und andere Belustigungen lösten einander ab. Auch in Weissenburg liessen es sich die Bürger nicht nehmen, zu Ehren von Marias Hochzeit glänzende Feste zu veranstalten. Sie hatte sich durch ihre grosse Güte und Liebenswürdigkeit rasch die Herzen der Strassburger Bevölkerung erobert, von all dem Festes- trubel aber sah und hörte sie wenig, sondern wohnte mit ihrer Mutter zurückgezogen im Kloster St. Barbara. Von hier aus besuchte sie die verschiedenen Kirchen und Klöster der Stadt und wohnte am 31. Juli dem feierlichen Pontifikalamt bei, das der Abt von Murbach am Feste des hl. Ignatius in der Kirche des Jesuitenkollegs sang.

Am 15. August ward dann die Vermählung des Königs mit Prinzessin Maria im Münster zu Strassburg gefeiert. Schiff und Chor waren mit Teppichen aus dem Besitz der französischen Krone geschmückt. Viele Weltgeistliche und Ordensleute waren im Münster versammelt und stellten sich in Reihen zu beiden Seiten des Schiffes auf, ebenso viele Vertreter des benachbarten deutschen und elsässischen Adels. Gegen zehn Uhr empfing Kardinal Rohan die Prinzessin, die zwischen dem König und der Königin von Polen ging, und geleitete sie zum Chor, wo sie nach den durch das Strassburger Ritual vorgeschriebenen Formen getraut wurde. Dann zelebrierte er im bischöflichen Ornat die Messe für den Tag von Mariä Himmelfahrt. Der Heiratsakt mit der Unterschrift der Königin, des Königs und der Königin von Polen, des Herzogs von Orléans, der Zeugen und zuletzt der des Kardinals Rohan wurde in zwei Register eingetragen, nämlich in das der St. Laurentius-Pfarrei beim Münster und in das der Pfarrei St. Ludwig, in der die Königin wohnte. Hierauf geleitete der Kardinal die junge Königin wieder zum Portal des Münsters zurück, wo er in einer Rede die ganze Diözese Strassburg ihrer Güte und Fürbitte empfahl.

Am Abend wurde die ganze Stadt feenhaft beleuchtet, besonders schön der Turm des Münsters. Zum letztenmal sandten die Kanonen von allen Wällen ihr den Abschiedsgruss des Elsasses, denn zwei Tage später, am 17. August, verliess sie Strassburg, um über Zabern, Saarburg und Metz ihrem königlichen Gemahl nach Fontainebleau entgegen zu reisen. Erst 19 Jahre später, am 5. Oktober 1744, sollte sie Strassburg und das Elsass noch einmal, zum letztenmal, wiedersehen. Kaum zwei Jahre nach der Vollendung des prächtigen, malerisch am Illstaden gelegenen Rohanschlosses zog Ludwig XV. mit seiner Gemahlin Maria in die prunkvollen Ge-

mächer ein, empfangen mit gewaltigem Pomp und begrüsst und bejubelt als Befreier des Landes von feindlicher Heeresmacht. Ein Chronist berichtet, dass wohl selten ein Monarch mit solcher Pracht und solchem Aufwand empfangen worden ist wie dieser, der im Gegensatz zu seiner Gemahlin für solche glänzenden Ehrenbezeugungen besonders empfänglich schien. Die äusserst kostspieligen und verschwenderischen Festlichkeiten gingen so weit, dass sowohl die Stadtkasse wie das Vermögen der Bürger ungenügend erschöpft wurde. Viele Bürger konnten nach dem Abzug des Königs ihre Schulden nicht bezahlen, und der Magistrat wusste nicht, wo er Geld genug hernehmen sollte. Sicher waren diese übertriebenen Ausgaben nicht im Sinne der einfachen und bescheidenen Königin, die es viel lieber gesehen hätte, wenn dieses Geld für die Armen und Notleidenden der Stadt verwendet worden wäre.

Dies war der letzte Besuch Maria Leczinskas in dem ihr so lieben Elsass, und sie musste zurück an einen Hof, in dessen glänzender Mitte sie bereits erkannt hatte, dass alle Freuden dieser Welt vergehen wie Strohfeuer und aller Ruhm wie leerer Rauch ist. Nur wenige Jahre reinen Glückes waren ihr beschieden, dann kam das Leid: die Treulosigkeit ihres Gatten, ihr einsames Frauenleben, der Tod ihrer Kinder, von denen besonders der des Dauphins sie am schwersten traf. Es fiel wie Rauhreif auf die zarten Blütenkronen ihres Herzens, aber es ward zu schwarzer Humuserde, aus der die Saat reinen Menschentums reifte. Denn das eigene, ungestillte Glücksverlangen verhärtete

sie nicht, sondern liess sie zur Glück- und Segenspenderin für viele werden. Ihre grosse Mildtätigkeit, Güte und Liebenswürdigkeit wurde von allen gerühmt, die sie kannten, und ihre grösste Feindin, die Marquise de Pompadour, die ihr soviel Leid zugefügt hatte und die dennoch in ihrer Krankheit Marias Besuch erhielt, musste von ihr bekennen: «Die Königin ist ohne Zweifel die starke Frau. Sie trägt ihr Leiden und ihren Kummer mit einer freudigen Ergebung und einem Mut, den ich bewundere und der mich in Erstaunen setzt». Maria gehörte in der Tat zu jenen Seelen, die die Gabe haben, überall Freude zu finden und sie zurückzulassen, wenn sie gehen. Menschen, denen Freude und Liebe gleichsam unter den Fingern hervorströmen wie Lichtstrahlen. In ihrer blossen Gegenwart, in ihrer stillen Gesellschaft liegt alles, woraus Freude geschöpft werden kann. Und der König, der ihr so viel im Leben schuldig geblieben war, konnte sie nicht mehr ehren und ihr nicht besser gerecht werden als dadurch, dass er eines Tages, als man ihm wieder von einem Zug edler Hochherzigkeit Marias berichtet hatte, ausrief: «Das ist ganz die Königin».

Am 24. Juni 1768 starb sie, kaum drei Jahre nach ihrem geliebten Sohn, dem Dauphin. Ganz Frankreich trauerte um sie wie um eine Heilige, denn sie gehörte zu den wenigen Frauen, an denen das Wort Michelangelos an eine andre Frau in seiner ganzen Bedeutung wahr geworden war: «Eure Seele steht auf dem Gipfel der Grösse, und der Gipfel der Grösse ist die Güte».

Le Chaperon du Climont

Lorsque les arbres s'effeuillent, pleurant des larmes d'or et que les dernières fleurs des champs s'apprêtent à mourir, lorsque les ombres des longues nuits enveloppent les terres vides et que les brouillards humides glissent silencieusement à travers les taillis comme ces dames blanches, lorsque la tempête fait rage et que la forêt gémit comme une harpe géante, alors on se groupe autour du poêle ronflant pour écouter la grand'mère qui raconte ces histoires du temps passé qu'on appelle contes des fées, légendes, maléfices de sorcières, fantômes, revenants.

«C'était vers le milieu du siècle passé», me raconte une bonne vieille paysanne, «au temps où mon grand-père était garde-forestier dans le district du Climont, montagne boisée de forme conique au fond du Val de Villé. Il avait comme voisin un grand fermier qui s'occupait aussi de

l'élevage et qui possédait une truie avec une vingtaine de porcelets. Un jour, en voulant leur apporter le manger, il vit à son grand étonnement que la mère et ses petits avaient disparu malgré la porte fermée. Tout le personnel de la maison se mit à la recherche des disparus. Bientôt un domestique revint tout haletant et raconta à son patron qu'il avait vu dans la forêt à 200 mètres de la ferme un bonhomme coiffé d'un large chapeau de feutre. Il était adossé contre un arbre et faisait claquer son fouet comme s'il avait à garder la truie avec ses petits. C'était, comme on disait, le Chaperon du Climont, être mystérieux, qui au son de la cloche de l'Angelus disparaît comme par enchantement avec un rire narquois. Au même instant les bêtes perdues se trouvaient de nouveau au complet dans leur écurie.

Un cas pareil se produisit chez un autre fer-

mier avec une poule et ses poussins. Perdue quelque temps, ils réintégraient le logis après l'Angelus à la grande surprise du fermier. La même chose se renouvelait avec des veaux, des moutons, qui manquaient tantôt à l'un, tantôt à l'autre. Les fermiers désolés au début, s'habituaient à la fin à ces sortes de maléfices et ne se firent plus de soucis à l'avenir, car à l'heure indiquée tout était de nouveau en ordre. Chose singulière, chaque fois que cet esprit maléfisant avait joué un tour, il fit entendre un rire satanique. Tous étaient d'avis qu'il s'agissait ici d'un homme qui avait été tué dans cette contrée et que son âme, bannie en ce lieu, était condamnée à circuler sans repos pour tourmenter les gens.

Un pauvre sabotier, maître François, qui habitait aussi aux environs du Climont, remarqua un jour en traversant la forêt une belle bûche de bois qui pouvait servir à la fabrication de sabots. Il pensait en faire deux paires

qui lui rapporteraient quelques francs pour pouvoir se payer une bonne bouteille. Vite, il la prend sur son épaule et tout joyeux s'achemine vers sa demeure. Mais à peine avait-il fait cent mètres, que la bûche devint si lourde qu'il ne pouvait plus avancer un pas. Pestant de colère contre cette charge extraordinaire, il la jeta à terre en proférant un juron. Mais, ô terreur ! à sa grande surprise la bûche se mit à danser et à rire devant lui et disparut comme par enchantement. Honteux et irrité, il entra à la maison pour raconter à son voisin cette étrange aventure.

Chaque fois que les fermiers descendaient à Steige, il leur arriva que l'un ou l'autre était obligé de porter le Chaperon sur son dos. Mais arrivé à une certaine place, le maléfice cessait et un rire ironique annonçait l'éloignement de l'esprit malveillant.

Victor Kuentzmann

Die Weidbuben im Ried

Von Fr. Baldensperger

Nur wenige wissen, wer diese Weidbuben sind, vielmehr gewesen sind, denn das «Weiden» im Ried und die lustige Weidbubenzeit ist längst vorüber, und wir wissen nur noch, was uns unsere guten Alten davon erzählen. In früheren Zeiten waren alle Bauernjungen Weidbuben, sie mussten jeden Abend zur Sommerzeit nach getaner Arbeit die Pferde zur Weide bringen und den andern Morgen früh zum Einspannen wieder abholen. Während der Nacht blieben abwechselnd einige Burschen als Wache bei den Pferden; es wurden Feuer angemacht, Kartoffeln und Speck gebraten und dazu auf dem Felde die Rettiche «gestohlen». Der nötige Schnaps fehlte auch nicht, und aus voller Brust konnten damals die Weidbuben singen: «Ein freies Leben führen wir!»

Des Morgens in aller Frühe, um 5 Uhr schon, mussten sich die Weidbuben aufmachen, um ihre Pferde abzuholen. Mit Peitschenknall ging es durch die Dorfstrassen, um die Kameraden zu wecken. Am «Grendel», einem Dorfplatz, war Sammelplatz! Waren alle versammelt, ging es unter Johlen und mit Peitschenknallen hinaus auf die Weide. Hier suchte jeder seine Pferde, und mit Halloh ging es dann geschlossen in gestrecktem Galopp dem Dorfe zu. Damals waren aber die Weidbuben ebenso hart und widerstandsfähig wie ihre halbwildten, langhaarigen Pferde.

Gar mancher Streich wurde von den Weidbuben erzählt, so kam einmal in der Nacht ein Douanier zu den Weidbuben an das Wachfeuer und fragte auf französisch «Quelle heure est-il?» Einer der Jungen, der nicht französisch verstand, meinte, er frage nach gelben Rettigen, und gestand ganz kleinlaut, sie hätten nur weisse und schwarze gestohlen, keine gelben.

Und so wäre noch manches heitere Stückchen zu erzählen von den lustigen Weidbuben aus der guten alten Zeit, auch von dem Wettreiten, Pfingstreiten, das sie alljährlich am Pfingstmontag veranstalteten. Dieses Wettreiten hat sich noch lange erhalten, auch noch, nachdem die Pferde des Nachts nicht mehr auf die Weide gebracht wurden. Ein alter Landwirt weiss noch manches von diesem Wettreiten zu erzählen. Der beste Reiter erhielt in der Regel als ersten Preis die übliche allbekannte blaue Bluse, ohne die man sich früher überhaupt keinen Riedbauer denken konnte, die aber heute nur noch selten getragen wird. Als weitere Preise kamen damals noch zur Verteilung Peitschen, Taschenmesser, Geldbeutel, Treibschnüre usw., alles lauter praktische Sachen, die die Weidbuben gut zu verwenden wussten.

An dem bereits erwähnten Sammelplatz wohnte ein alter friedlicher Bürger, dem das Knallen mit der Peitsche jeden Morgen lästig wurde. Er sann auf allerlei Mittel und Wege, um Abhilfe zu schaffen. Endlich glaubte er auch ein probates Mittel gefunden zu haben, um die Knallerei los zu werden. Als eines Morgens die ganze Schar wieder tüchtig kleppte, kam unser Bürger mit einer Flasche Schnaps, gab jedem zu trinken und dankte ihnen noch dazu, dass sie ihn jeden Morgen so frühzeitig weckten! Auf einen Schnaps käme es ihm gar nicht an. Und siehe, eine gute Zeit erschien der brave Alte jeden Morgen mit seinem Schnaps. Doch auf einmal setzte er aus trotz heftigsten Knallens. Da beschlossen sie einstimmig, nicht mehr zu knallen, wenn sie keinen Schnaps mehr bekämen. Sie hielten Wort, und dem guten Alten war geholfen. Diese Weidbubenzeit muss früher eine recht schöne Zeit gewesen sein!

St. Leodegariuswallfahrt zu Reinhardsmünster

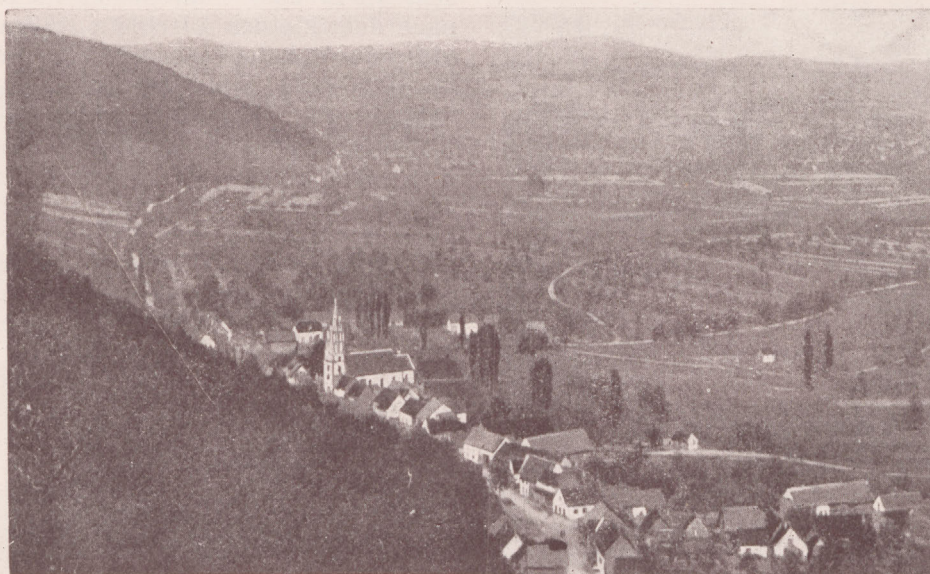
Von Dr. L. Pfleger

Die katholischen Wallfahrten sind bei Andersgläubigen vielfach in Misskredit geraten. Man betrachtet sie als Ueberbleibsel des «finsternen Mittelalters», als Herdstätten des Aberglaubens, als Produkte einer unerleuchteten Religiosität. Aber nicht alle denken so. Kein Geringerer als Goethe, dessen für alles wahrhaft Menschliche aufgeschlossener Sinn die ganze Poesie erfasste, die um manche Wallfahrtsorte webt, hat sich stets mit Freuden an den Odilienberg erinnert: «Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt gedenke ich noch immer gern», schrieb er in «Dichtung und Wahrheit». Und ein bedeutender deutscher Denker der Vorkriegszeit, Friedrich Paulsen, der oft die bayerischen Alpen aufsuchte und der sich freute an den frommen, alten Inschriften der Bildstöcke und Marterln und den reizenden Waldkapellen, machte, obwohl Protestant, das interessante Geständnis: «Es wäre doch schade, wenn es dem Protestantismus gelungen wäre, alle Feld- und Bergkapellen abzutun. Wo fände man denn in protestantischen Ländern so gute, nachdenkliche Belehrung am Wege, noch dazu mit Bildern geziert und auch dem kindlichen Verstande fasslich vorgetragen?» Und indem er über die hier zum Ausdruck kommende Religiosität nachdenkt und das Vertrauen der Landsleute zu Maria und den Heiligen ganz treffend schildert, kommt er zum Schluss: «Es ist Naturreligion, wird man sagen, die uralte Naturreligion, die hier wieder hervorbricht oder vielmehr, die hier fortlebt in den Niederungen des Volkes. Ach ja, es ist Naturreligion, die der Natur entsprechende Religion, eine robuste Form der Religion: der Glaube an die Mächte des Heils über der Natur, die in den Naturlauf hemmend einzugreifen Vermögens und Willens sind, wenn er sich bedrohend gegen unser Leben und Güter kehrt. Und etwas wie Wehmut und Sehnsucht nach einem verlorenen Kindheitsglauben der Menschheit wollte das Herz beschleichen». Ein katholischer Autor hat von einem allgemeinen menschlichen Wallfahrtsbedürfnis gesprochen. Die alten Aegypter und Juden, die Griechen und Römer; die Buddhisten und Mohammedaner kannten und kennen die Wallfahrten. Was Wunder, wenn sie das Christentum übernahm? Sind sie deshalb etwas Heidnische, wie man oft hören kann? Derselbe Autor gibt die treffende Antwort: «Heidnisch sind Wallfahrten insofern, als sie dem

natürlichen Streben des Herzens in Uebung der Religion entsprechen, aber sie sind nicht wesentlich polytheistisch, stehen also zum Christentum in keinerlei Gegensatz. Sie zeugen für die unvertilgbare Sehnsucht des Menschen nach Gott, für das Heimweh und die Notlage der gefallenen Menschheit, für ihr Verlangen nach Erlösung und Heiligung».

Und diese Sehnsucht der Menschen, vor allem der leidenden, kummerbeladenen, von Sorgen gequälten Menschen, der Mühseligen und Beladenen nach Befreiung von der irdischen Mühsal, die Sehnsucht nach Glück und Frieden schuf die unzähligen Wallfahrtsorte, die grossen und kleinen Kirchen, die sich über den Altar eines Heiligen wölbten, den man als einen starken Freund Gottes und einen mächtigen Fürbitter und Nothelfer in geistlicher oder leiblicher Bedrängnis erkannte. Auf waldigen Höhen oder in sonnigen Tälern entstanden diese Volksheiligtümer. Denkt an Sankt-Odilien, den heiligen Berg, der den protestantischen Dichter Fritz Lienhard zu seinen schönsten Liedern begeisterte; denkt an das lichte Drei-Aehren oder das walddunkle Dusenbach, an Sankt-Morand im Illtal, an St. Ludan auf der einsamen Flur, an St. Veit am hohlen Stein bei Zabern, an Neunkirch im melancholischen Ried oder an die stolzen Münster von Thann und Haslach, denkt an die von allen Seiten herströmenden Pilger, die an den Fest- und Wallfahrtstagen diese Heiligtümer anfüllen, fromme Beter jedes Alters und Geschlechts, welche irgend ein Jammer und schweres Menschenleid an diese Stätten treibt, wo sie Erhörung suchen: und wenn ihr im Herzen gerecht seid, wird es euch nicht einfallen, über das, was ihr hier seht, das Gesicht in spöttische Falten zu ziehen, sondern ihr werdet dieser Betätigung des religiösen Sinnes das gebührende Verständnis entgegenbringen. In den katholischen Gegenden sind die Wallfahrten beachtenswerte Aeusserungen des Volkslebens und darum interessante Objekte der Volkskunde. Und da die Pflege der Volkskunde unseres Landes ein Hauptpunkt des Programms unserer Zeitschrift ist, müssen wir ab und zu auch dem Wallfahrtswesen einige Beachtung schenken. Einer in weiteren Kreisen unbekanntes Pilgerstätte sei diesmal unsere Aufmerksamkeit gewidmet: der St. Leodegarswallfahrt in Reinhardsmünster bei Zabern.

Entzückend liegt das helle, stattliche Gebirgsdorf am waldigen Berghang, wie ein rie-



Reinhardsmünster

siges Schwalbennest über den grünenden Wiesen des Mosseltales. Wie eine Riesenkerze erhebt sich der mächtige Turm der Leodegariuskirche über die Dächer der Häuser, welche die einzige breite Dorfstrasse einsäumen. Schon aus weiter Ferne grüsst er den Wanderer, der von Zabern oder von Maursmünster herkommt. Ringsum im Halbrund lagern die dicht bewaldeten Hänge der Vogesenvorberge, die nach Süden zu immer höher ansteigen. Wie ein lauschiges Nest grüsst die sonnige Senkung von Obersteigen herunter. Nach Osten erstreckt sich fruchtbares, leichtgewelltes Acker- und Wiesenland. Wenn im Frühling die Obstbäume blühen, sieht die ganze Landschaft aus wie ein einziger, weiter Garten Gottes. Kein Wunder, dass schon in uralter Zeit sich hier Menschen ansiedelten. Die ganze Gegend, die hier dem Gebirge vorgelagert ist, von Molsheim ab bis Zabern, ist alter Kulturboden.

Wenige Orte des Elsasses haben eine so wechselvolle und interessante Geschichte wie Reinhardsmünster. Schon zur Römerzeit war die Gegend bekannt und besiedelt. Bei der Champagnermühle hatte die VIII. Römische Legion einen Sandsteinbruch angelegt, in welchem das Material für militärische Strassen- und Brückenbauten der Umgegend gewonnen wurde. Im Jahre 1875 hat Pfarrer Kleinclaus von Reinhardsmünster hier eine mit dem Zweispitz eingehauene Inschrift: OFFICINA LEG VIII AUG entdeckt, welche wohl ins dritte Jahrhundert nach Christus hinauf reicht. Die Inschrift, ein kostbarer Zeuge für die Geschichte des Ortes, befindet sich jetzt im Zaberner Museum.

Wir können die Geschichte von Reinhardsmünster auch in der Frühzeit des Christentums verfolgen. Freilich legt keine Inschrift noch sonst ein steinernes Denkmal für diese frühen Jahrhunderte Zeugnis ab. Dafür aber kann uns der älteste Namen des Ortes manchen wichtigen Aufschluss geben, wenn wir ihn richtig zu deuten verstehen. In einer sehr alten Aufzeichnung der Rechte der nahe gelegenen Benediktinerabtei Maursmünster heisst der Ort «Illerici monasterium», woraus das Volk «Dillersmünster» gemacht hat; dieser Name blieb das ganze Mittelalter hindurch, noch im 15. Jahrhundert findet sich der Name Tillersmünster. Wie ist er zu erklären? Das «Illerici monasterium» ist wohl nicht anders zu deuten als St. Hilarii monasterium, Münster des hl. Hilarius. Hilarius war einst Bischof von Poitiers gewesen und ein im ganzen Frankreich berühmter Heiliger, der als Missionar zur Zeit der ersten Merovingerkönige über die Vogesen auch ins Elsass kam. Ueberall, wo er durchzog, gründete er Hilariuskirchen. So mag er im lieblichen Moseltal, da wo sich jetzt die alte Friedhofskapelle erhebt, ein kleines, hölzernes Hilariuskirchlein gegründet haben. Als am Ende des 6. Jahrhunderts die Abtei Maursmünster entstand, welcher der Frankenkönig Childbert II. das grosse Gebiet der Mark Maursmünster schenkte, kam auch das Dörflein Tillersmünster, das sich um das Hilariuskirchlein gebildet hatte, in das Herrschaftsgebiet Maursmünster. Die Mönche dieser Abtei gründeten hier ein kleines Klösterlein zu Ehren des hl. Leodegarius. In der berühmten Karte der



Photo J. Steib

Ramstal bei Zabern

Mark, die der Abt Celsus von Maursmünster am Anfang des 9. Jahrhunderts entworfen hat, ist der Ort eingezeichnet als Leodegardicis cella, vulgo Dillersmünster. Dieser letzte Name, als der ursprüngliche, blieb bei dem Volke, das an den alten Bezeichnungen festhält. Die Erinnerung an Hilarius verschwand, weil die Maursmünsterer an Stelle des alten, zerfallenen Kirchleins eine Leodegariuskapelle erbauten. So ist Leodegar der Patron des Ortes geblieben. Im 15. Jahrhundert (1454) finden wir hier eine Kaplanei, d. h. eine Altarfründe des St. Leodegar; denn eine eigene Pfarrei ist Reinhardsmünster erst im 18. Jahrhundert geworden.

Der hl. Leodegarius war der Patron der grossen Benediktinerabtei Murbach im Oberelsass. Sie gab ihn allen Pfarrkirchen, die sie besass, zum Schutzheiligen. So ist sein Name überall, wo die Murbacher Besitz hatten, eingedrungen, selbst bis in die Schweiz. Wahrscheinlich hat ein Murbacher Mönch, der in Maursmünster weilte, die Mönche dieses Klosters bewogen, auch seinen Klosterpatron in dieser Ecke des unteren Elsasses zu ehren, und sie erbauten ihm die kleine Klosterkapelle. Und da St. Leodegar als fränkischer Märtyrer in grossem Ansehen stand, ist es nicht unwahr-

scheinlich, dass man schon in frühester Zeit nach dem kleinen Kirchlein wallfahrtete. Zeugnisse dafür haben wir leider keine.

Aber wie kommt auf einmal der Ort zu dem Namen Reinhardsmünster? Im Verlauf des 16. Jahrhunderts muss das Dörflein Dillersmünster durch Brand oder Krieg spurlos verschwunden sein bis auf die unten im Tal gelegene Leodegariuskirche. Wie gerne wüssten wir Näheres über dieses traurige Kapitel der Dorfgeschichte! Aber kein einziger Zeuge kann uns darüber berichten. Erst im Jahre 1616 erfahren wir sichere Kunde. In diesem Jahr nämlich schloss Johann Reinhard, Graf zu Hanau, zu dessen Herrschaft der Ort im Laufe der Zeit von Maursmünster her gekommen war, mit einer Reihe von Bürgern aus Sieweiler, Drulingen, Weier, Hirschland, Niederstinzeln, Ottweiler, Schallbach, Maltingen, Berlingen, Kerprich, Barendorf, Eyweiler einen Vertrag «zur Erbauung eines Dorffs zu Dillersmünster» unter günstigen Bedingungen für die neuen Ansiedler. Sie müssen die lutherische Konfession aufrecht erhalten und sind von der Leibeigenschaft befreit. Erst nach zehn Jahren haben sie der Herrschaft die üblichen Frondienste und Abgaben zu leisten. Dieses neue Dorf erhielt zur Erinnerung an seine Gründer den Namen Reinhardsmünster. In der Umgegend gewöhnte man sich aber daran, es «Neudorf» zu nennen, noch heute geht es in den umliegenden Ortschaften unter dem Namen «s Neudörfel», die alte Bezeichnung Dillersmünster ist verschwunden.

In demselben Jahre 1616 liess Graf Reinhard ein kleines Jagdschlösschen in der neuen Siedlung erbauen, das heute noch als Pfarrhaus dient.

Mit 12 Bürgern fing das Dorf an. Das alte Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg hat uns aus der ersten Zeit einige Nachrichten darüber aufbewahrt. Graf Reinhard hat es gleich zu einer Pfarrei erhoben. Im Jahre 1670 erhielt es als Pfarrer den ehemaligen Pfarrer von Allenweiler, Adam Mörlin aus Ulm gebürtig. Von 1622—27 ist der Pastor Johannes Sebastian Corfinus bezeugt. 1627 erhielt der bisherige Unterschulmeister von Buchweiler, Johann Konrad Utenhauer, den Posten, obschon er bei der Probepredigt und im Pfarrexamen nicht glänzend abgeschnitten hatte. Nach kurzer Zeit wurde er Pfarrer zu Allenweiler, aber am 24. Februar 1629 wurde ihm die Pfarrei Reinhardsmünster als Filiale von Allenweiler wieder anvertraut. Während des Dreissigjährigen Krieges scheint der Ort stark gelitten zu haben. Zum Jahre 1649 vermeldet nämlich das alte hanauische Pfarrbuch, dass «das Dorf Reinhardsmünster abermalen ödt gestanden»

ist, doch haben sich wieder einige Leute zum Anbauen gemeldet. Für das Jahr 1681 werden im ganzen nur 14 Untertanen als daselbst wohnhaft angegeben. Wichtig ist, was das Pfarrbuch zum Jahre 1686 meldet: «Sind die noch wenigen Evangelische Unterthanen in Hoffnung Königlicher dreyjähriger Freyheit zu geniessen, nach und nach katholisch geworden, dahero solche Kirch der römisch-catholische Priester zu Allenweyer alle 14 Tag oder 3 Wochen einmal versehen».

Damit war die alte Leodegariuskirche unten im Tale wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Die katholisch gewordene Gemeinde war zunächst Filialkirche von Allenweiler und wurde um 1760 selbständiges Pfarrdorf mit dem nahen Dörflein Hangweiler als Filiale; von 1802—1808 war auch das entferntere Wangenburg Annexe der Pfarrei Reinhardsmünster. Im 18. Jahrhundert wurde die Leodegariuswallfahrt wieder aufgenommen. Ein grosses, buntes Altargemälde, das den Heiligen in Bischofstracht darstellt, wurde als Zierde für die Kirche angeschafft. Aber dieses alte, dem 17. Jahrhundert angehörende romanische Bauwerk, das den von Maursmünster in seinen Markdörfern errichteten Kirchen, wie der von Singrist, Allenweiler, Schweinheim gleich, wurde zu klein für die stets wachsende Pfarrei, auch baufällig, sodass es abgebrochen wurde. Das neue, im Jahre 1854 erbaute, sehr geräumige Gotteshaus wurde mitten ins Dorf verlegt und 1891 durch den schlanken, aus Hausteinen erbauten Turm verschönert.

In ihm blüht jetzt noch die Verehrung des Kirchenpatrons. Jeden Montag findet darin ein Pilgertagesdienst statt, zu dem sich aus der näheren und weiteren Umgebung spärliche Wallfahrer, die irgend ein Anliegen treibt, einfinden. Aber am Montag nach Ostern und Pfingsten, den traditionellen Wallfahrtstagen des katholischen Elsässervolkes, sind die Hauptwallfahrtsfeste des Heiligen, dessen Todestag auf den 7. Oktober fällt; dieses Patronsfest wird nur für die Pfarrangehörigen gefeiert. An den zwei genannten Pilgertagen aber ist die Kirche bloss für die auswärtigen Besucher reserviert. Sie füllen das weite Kirchenschiff bis auf den letzten Platz. Der feierliche Wallfahrtsgottesdienst, durch eine Festpredigt eingeleitet, ist stets eine erhebende Volksfeierlichkeit. Während des Hochamtes findet nach uralter Sitte der Opfergang um den in einem Meer von Kerzen strahlenden Hochaltar statt, wo ein Priester jedem Opfernden die Reliquie des hl. Leodegar zum Küssen reicht. Während dieses Opfergangs hat der neugierige Besucher hinreichend Gelegenheit, die frommen Pilger zu

studieren. Es ist kein leichtes Stadtvolk, es sind keine vergnügungsfrohen Ausflügler, die sich zum Altare drängen. Diese Männer und Frauen, deren durchfurchte, wettergebräunte Gesichter vom harten Griffel der Arbeit gezeichnet sind, das sind die Mühseligen und Beladenen, von denen der Herr spricht; es sind die Leidgequälten, mit Sorgen Belasteten, die hier zum Heiligen kommen, damit er ihnen beistehe in ihrer Bedrängnis, damit er ein krankes Kind oder einen sonstigen, dem Siechtum verfallenen Angehörigen heile, bei dem die ärztliche Kunst nichts auszurichten scheint. Für siechende Kinder und schleichende Gliederkrankheiten gilt ihnen St. Leodegar als kräftiger Nothelfer.

Ein seltsamer Brauch herrscht an diesen Wallfahrtstagen in der Kirche. Wenn der Gottesdienst beendet ist und die Scharen der Beter hinausströmen, da sieht man noch eine Anzahl Pilger zurückbleiben. Sie unterstützen das Anliegen, das sie hierhergetrieben hat, durch besonders nachdrückliche Gebete. Noch einmal ziehen diese in einem zweiten Opfergang um den Altar. Auf der Epistelseite steht ein Korb voll merkwürdiger Gebilde: hölzerne Arme, Beine, Füsse, roh gesägte Umrisse von Kinderkörpern. Aus dieser Menge greifen nun die Pilger irgend ein Gebilde heraus, einen Arm, ein Bein, eine Kinderfigur, je nach der Krankheit eines Angehörigen oder dem eigenen Leiden, das sie quält, und legen es betend auf den Altar. Rührend ist es zu sehen, wenn eine verhärmte Mutter das Kind, dem sie eines der unbeholfenen Kinderbilder in die kleine Hand gedrückt hat, in die Höhe des Altares hebt, damit es die hölzerne Gabe darauf lege. An anderen Wallfahrtsorten pflegt man diese Ex-votofiguren nach erfolgter Heilung den Heiligen zu opfern, hier werden sie zugleich als Dank für Erhörung und als Bitte um Gewährung gereicht.

Seit Jahren wohne ich, der Einladung des gastfreundlichen Pfarrers Vögele folgend, am Pfingstmontag diesem Wallfahrtsfeste bei, und jedesmal freue ich mich über dieses alte religiöse Volksfest. Die pfingstfrohe Natur, die blühenden Wiesen, das frische Grün der Bergwälder, das reine Blau des Himmels, der Glanz der Frühlingssonne, der die paradiesische Landschaft vergoldet, verleihen ihm einen unvergleichlichen Rahmen. Ein kostbares Stück elsässischen Volkstums spielt sich in ihm ab. Es wäre jammerschade, wenn solche ergreifende Kundgebungen vom unruhigen Strudel unserer hastenden Zeit verschlungen würden. Recht und tausendmal Recht hat der uasterbliche Dichter des Wilhelm Tell: «Es liegt ein tiefer Sinn in alten Bräuchen, drum ehret sie».

Ein elsässischer Naturforscher

Wilhelm Philipp Schimper

Von J. Gasser

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Dass wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so gross.

Diese Worte Goethes stellt Kirschleger seinem «Guide du botaniste à travers les plaines d'Alsace», den er mit den Liederworten einleitet: «Viens, mon ami, sortons aux champs», voran. Dieser Einladung folgend, machte ich 1886 an einem schönen Maitage mit dem 1921 verstorbenen Oberlehrer Cossmann, einem grossen Botaniker unserer Heimat, einen Spaziergang in das Wettolsheimer Bergland. Als wir in dem obern Teil des Gertrudentals angelangt waren, blieb mein Mentor plötzlich stehen und sagte zu mir: «Wenn Sie Stillschweigen beobachten können und die Stelle, an die ich Sie jetzt führen will, niemand verraten wollen, so will ich Ihnen ein allerliebstes Blümchen zeigen». Das Ja fiel mir nicht schwer, und so stiegen wir den linksseitigen Abhang empor und standen bald vor einer allerliebsten Orchis mit grosser, samtartiger, dreilappiger Lippe. Es war die fliegenähnliche Frauenträne oder Ragwurz, *Ophrys musciferä*. Ich hatte mich an dem edlen Blümchen noch nicht satt gesehen, als mir bei unserer weitem Wanderung ein neues Wunder der Vegetation in die Augen fiel, das Herr Cossmann zuerst als *Orchis simia* zu erkennen glaubte, bei näherer Prüfung im Arbeitszimmer aber als eine Kreuzung von *O. simia* und *O. cinerea* bezeichnete, was auch der grosse Botaniker Reichenbach bestätigte, dem Cossmann die Pflanze zur Prüfung zugesandt hatte. Ich verschaffte mir nun zum Bestimmen der Pflanzen die 1877 erschienene Flora der Gefässpflanzen in Elsass-Lothringen von Dr. Ludwig Bossler, und von diesem kam ich auf Kirschleger, dessen Flore Vogéso-Rhénane, Ausgabe 1870, ich mir antiquarisch verschaffen konnte und von der alle späteren Verfasser von elsässischen Floren, selbst die nicht mehr ganz zu treffenden Fundorte abgeschrieben haben. Noch 1920 hat Herr Flahault, der erste französische Botanikprofessor der hiesigen Universität nach dem Weltkriege, die Kirschleger'sche Flora vor allen andern derartigen Werken zu eifrigem Studium empfohlen. Kirschleger war der beste

Kenner der Pflanzenwelt unserer Heimat und der angrenzenden Gebiete. Er erblickte am 7. Januar 1807 in Münster, also in der Nähe des botanisch hochinteressanten Hohneck, das Licht der Welt. Seine Tante, Frau Fabrikdirektor Bartholdi in Logelbach, übte einen grossen Einfluss auf seine Weiterbildung aus. Er studierte in Strassburg Pharmazie und in Strassburg und Paris Medizin. Seine Doktordissertation handelt über die Mineralwasser in den Vogesen. Nach längerer Tätigkeit als Apotheker in Rappoltsweiler und an der hiesigen Spitalapotheke kam er 1849 als Professor an das pharmazeutische Institut. Seine hiesige Wirksamkeit ist vor einigen Jahren von Direktor Jung in dieser Zeitschrift gewürdigt worden. Ferner wurden seine Verdienste um die Hebung der elsässischen Pflanzenkunde und die Gründung der Association philomatique vogéso-rhénane bei Einweihung des Kirschlegerdenkmals in Münster 1910 durch Apotheker Gerock, Professor Dr. Solms - Laubach, Bürgermeister Spindler und Ch. König gebührend und überzeugend hervorgehoben.

Einige Jahre später kam mir ein Herbarium in die Hände mit zahlreichen Weidenarten, von denen ich erfuhr, sie seien alle von dem Besitzer des Herbariums, dem 1890 verstorbenen Professor Scharf unter Führung des Universitätsprofessors Schimper an den Ufern des Rheins gefunden worden. Dieser grössten naturwissenschaftlichen Leuchte unserer Universität vor 1870 seien die nachfolgenden Zeilen gewidmet.

Schimper's Eltern waren Pfälzer. Der Vater hatte Theologie studiert und kam früh als Pfarrer nach Dossenheim bei Zabern. Die Uebersiedelung wurde ihm nicht schwer gemacht, weil damals die Pfalz als Département du Mont-Tonnerre Frankreich einverleibt war. In Dossenheim wurde 1808 Wilhelm Philipp geboren. Bis zum 14. Jahre erhielt er von seinem Vater Unterricht in Latein und Griechisch, denn er sollte auch Theologe werden. Daneben entwickelte sich in dem jungen Lateiner früh die Natur, gepaart mit einem aussergewöhnlichen Zeichentalent. Als dem Vater später die Pfarrstelle zu Offweiler übertragen wurde, besuchte Wilhelm Philipp von 1822 bis 1826 das Gymnasium zu Buchsweiler. Während der Ferien war er eifrig mit der Sammlung von Käfern, Schmetterlingen und Pflanzen beschäftigt, wobei er sachgemässe

Anleitung von seinem Vetter Karl aus Mannheim erhielt. Pfarrer Schimper hatte nämlich einen Bruder in Mannheim. Dessen ältester Sohn Karl liess sich nach glänzenden Studien in Heidelberg und München in letzterer Stadt als Professor der Naturwissenschaften nieder. Mit seinen Freunden Agassiz¹⁾ und Braun bildete er da die kleine Akademie. Seinem Lebensabend leuchtete nicht die Sonne des Glücks. Trotz der Unterstützungen seitens des Kronprinzen von Bayern, des Grossherzogs von Baden und des Naturforschers A. v. Humboldt starb er unter ärmlichen Verhältnissen. Sein Bruder Wilhelm wurde Soldat. Da er aber nicht aus adeliger Familie stammte, konnte er nicht Offizier werden. Er verliess daher die badische Armee, studierte bei seinem Bruder Karl Naturwissenschaften, ging auf Reisen, trieb sich in der Provence, in Spanien und Algerien vier Jahre lang umher, machte riesige Sammlungen und landete schliesslich in Abessinien. Man erzählt, dass ihn der König Ubié vor die Wahl gestellt habe, entweder seine Schwester zu heiraten und Vizekönig zu werden oder mit dem Pfahl Bekanntschaft zu machen. Wahr ist, dass lange nachher ein gebräunter Jüngling nach Strassburg kam, bei Professor Schimper, den er seinen Onkel nannte, studierte und seinem Vater in Abessinien eine Ladung von Gewehren und Munition, deren er bedurfte, mitbrachte.

Auf einem seiner naturwissenschaftlichen Streifzüge begegnete unser elsässischer Schimper dem Strassburger Geologen Voltz, der ihm für das Studium der Geologie gewann. 1826 trat er in das protestantische Gymnasium zu Strassburg ein, studierte als Ergänzung seiner Gymnasialstudien Philosophie, Philologie und Mathematik, dann aber als eigentliche Berufswissenschaft Theologie, die ihm aber nicht zusagte. 1833 wurde er bachelier in der Familie eines Industriellen in Bärenthal, der seiner Neigung für die Naturwissenschaften entgegenkam. Eines Tages marschierte er zu Fuss von Bärenthal nach Zweibrücken zu dem berühmten Botaniker Bruch, um ihm eine Moosart zu bringen, die er gefunden hatte, aber nicht kannte. Bruch war erstaunt über die tiefen Kenntnisse des jungen Hauslehrers und riet ihm, ein Buch über die Moose herauszugeben, was der junge Botaniker auch tat. Dieses Werk wurde entscheidend für das spätere Leben Schimpers, der gegen den Willen seines Vaters den Talar ablegte und 1835 eine Stelle als Gehilfe am naturhistorischen Museum in Strassburg annahm. 45 Jahre lang hat er seine freie Zeit, sein Wissen und Können in den Dienst dieses Museums gestellt und es durch Zuwendungen Strassburger Naturfreunde

und wissenschaftlicher Grössen zu einem der bedeutendsten seiner Art erhoben. Da er aber kein Privatvermögen besass und nur 300 Franken Jahresgehalt bezog, war er genötigt, im protestantischen Gymnasium noch Unterricht zu erteilen. Auch als er zum Bibliothekar und Konservator der Sammlungen der Faculté des sciences aufgerückt war, besserte sich seine pekuniäre Lage nur wenig. Trotzdem war er stets heiter, und obschon ihm nicht viel freie Zeit übrig blieb, machte er Forschungsreisen nach Tyrol, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland, Dänemark, Norwegen, Lappland. Auf einer Reise nach Ost-Europa erkrankte er in Prag an der Cholera. 1847 sehen wir ihn in Spanien, wo es ihm gelang, in der Sierra Nevada eine bisher unbekannte Steinbockart zu entdecken. Er erlegte einige Exemplare und benutzte sie als wertvolle Tauschobjekte. Von einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise in den Alpen erzählt sein Freund Karl Vogt folgende Begebenheit²⁾: Es war 1840 oder 1841. Wir sassen nach beendetem Tagewerk, Agassiz, Desor, ich und einige andere in unserem Zelte auf dem Aargletscher, des Abendessens harrend und die Wetterzeichen besprechend, die nicht zum besten aussahen, als wir Stimmen nahender Besucher und bald auch das Klappern der Bergstöcke und der Nagelschuhe auf dem Eise hörten. Der Zeltvorhang schlug sich auseinander, und eine baumlange Gestalt bückte sich herein, gefolgt von einigen kleinern Menschenkindern. «Herr Agassiz?» fragte der Gebückte, sich langsam aufrichtend. «Der bin ich», antwortete Agassiz höflich, «mit wem habe ich die Ehre?» — «Ich heisse Schimper.» — «Der Moos-Vetter aus Strassburg», jauchzte Agassiz und umarmte ihn. Erst nach geraumer Zeit gelangte man dazu, allseitig Bekanntschaft zu machen. Schimpers Begleiter waren Elsässer; sie klagten über die schrecklichen Abwege, über welche er sie geführt hatte. Wir berechneten, dass sie wenigstens 14 Wegstunden an dem Tag gemacht haben mussten, wobei Schimper noch unendliche Kletterpartien nach Moosen und Flechten gemacht hatte, die er in einer enormen Botanisierbüchse mitschleppte. Die müden Begleiter wurden zu Bett gebracht. Schimper aber blieb noch bis nach Mitternacht bei der Flasche sitzen, ebenso unermüdlich im Fragen und Mitteilen, wie vorher beim Klettern. Untersuchungen über die Gletscher interessierten ihn ausserordentlich. Er hatte eine Eis-Ode seines Veters Karl gelesen, für die er pflichtgemäss und verwandtschaftlich schwärmte, hatte sich für die einschlägigen Fragen begeistert und wollte nun alles selbst mit eigenen Augen sehen, kritisch prüfen, dann selbständig auf den erlangten

Kenntnissen weiter bauen. Es war unmöglich, mit Schimper nicht unmittelbar auf einen herzlichen Stand zu kommen. Als wir endlich nach langen Debatten zu Bette gingen, war es uns allen, als hätten wir ihn von Kindsbeinen auf gekannt. Am frühesten Morgen war er wieder auf den Beinen und hatte schon die gegenüberstehende Felswand abgesehen, als das Alphorn zum Kaffee rief. Das Wetter schlug am andern Tage um. Ein wilder Schneesturm jagte uns auf die Grünsel, in deren engen Räumen wir zwei Tage lang ausharren mussten. Mit mikroskopischen Untersuchungen, Pflanzeneinlegen und Debatten aller Art ging die Zeit vorüber, nicht ohne dass der Ernst der Wissenschaft von fröhlichen Scherzen unterbrochen worden wäre. «Sie haben diese Infusorien aus den Tümpeln in der Nähe?» «Gewiss.» — «Kommt da sonst nichts Lebendes vor?» — «Freilich, Alpenfrösche, Alpensalamander, Wassermolche und ein- und zweijährige Larven dazu, denn die Sommerwärme reicht meistens nicht aus, um die Kaulquappen zur vollständigen Entwicklung zu bringen. Ich

finde stets sehr grosse und kleine Larven zusammen und bin überzeugt, dass die ersteren in Larvenzustand überwintert haben.» — «Was?» schrie Schimper, «und ich sitze hier beim Feuer und denke nicht an mein Museum!» Rief's und stürzte hinaus in den strömenden Regen, und nach einigen Stunden kam er wieder, heiter lächelnd, triefend und durchnässt bis auf die Haut, aber eine lange Stange auf der Schulter, an welcher Dutzende von Fröschen und Molchen baumelten. Ich zeichnete ihn so in das Album der Grünsel mit der Unterschrift: «Ein berühmter Naturforscher, des ewigen Schaffleisches müde, holt sich ein anderes Abend-

essen.» — Schimper machte sich bei seinen Freunden zuweilen auch absichtlich zum Gegenstand des Scherzes³⁾. So war er einst mit einem Freunde auf der Gemmi in eine grosse Herde gekommen, und die 21 Stiere derselben hatten, wildgeworden, die Reisenden verfolgt, sodass sich Schimper durch Emporklettern an einem Felsen retten musste. Dies Abenteuer

zeichnete er — auch die Abbildungen in seinen naturwissenschaftlichen Werken hat er meist selbst gezeichnet — und verteilte die lithographierten Blätter an seine Freunde. Als er, aus Norwegen und Lappland heimkehrend, dieselben mit Renntierschinken, schwedischem Brot und andern Gerichten bewirtete, welche dem verwöhnten Gaumen der jungen Elsässer wenig zusagten, waren seine Lekerbissen noch lange die Zielscheibe der lustigsten Neckereien.

Schimper war zwar vor allem Botaniker. Aber seine zahlreichen Forschungsreisen in die verschiedensten Länder gaben ihm reichlich Anlass zum Studium der Zoologie, besonders aber der Geologie und Pflanzenpaläontologie. Mit Mougeot hat er 1844 eine

Beschreibung der fossilen Pflanzen des Buntsandsteins und der Uebergangsperiode herausgegeben. Diese Schriften hatten zwar nur Bezug auf das Elsass, dienten aber als Basis für seine berühmte Flora der Urgebirge. 1845 hatte Durocher in der Académie des Sciences in Paris die Ansicht vertreten, als seien die Schiffe in den Gebirgen und erratischen Blöcken Schwedens und Norwegens durch fliessendes Wasser erzeugt worden. Dem trat Schimper entgegen, der durch überzeugende, auf genauer Beobachtung beruhende Beweise darlegte, dass diese an den Felsen vorhandenen, parallel laufenden Linien von der Bewegung ehemaliger Gletscher her-



Wilhelm Philipp Schimper

rühren. Ebenso gebührt ihm und Dollfus-Ausset das Verdienst, als erste nachgewiesen zu haben, dass auch Spanien Gletscherfelder besessen hat. Leider sind seine diesbezüglichen Aufzeichnungen nicht dem Druck übergeben worden. Weniger Glück hatte er mit seiner Behauptung, dass die Vogesentäler keine Gletscher gewesen seien und die Riefen auf den losgelösten Felsenblöcken keine Gletscherschliffe seien. Sein Freund Charles Grad sagt, dass er sich hierin geirrt habe. Eine aufmerksame Beobachtung des Gletschersteins bei Wesserling und der Felsen, auf welchen sich die Kirche von Odern erhebt, sowie der Moränenspuren bei Giromagny und im Oberlauf der Mosel deuten einwandfrei auf ehemalige Gletscher hin⁴⁾.

Auf all seinen Forschungsreisen hat Schimper sein geliebtes Strassburger Museum und dasjenige in Colmar, wo er jedes Jahr mit Doktor Faudel eingehend die neuen Zuwendungen und Anschaffungen prüfte, nicht vergessen. Dass er in allen Zweigen der Naturwissenschaft zuhause war, beweisen die zahlreichen Tiere, Pflanzen, Gesteine und Fossilien, die er diesen Museen hat zukommen lassen.

Nach den bereits erwähnten, gemeinsam mit Mougeot herausgegebenen Schriften veröffentlichte Schimper 1869–74 seinen dreibändigen *Traité de paléontologie végétale* mit einem Atlas von 110 Tafeln, die zum grössten Teil von ihm selber gezeichnet waren. 1879 erschien der erste Band seines gemeinsam mit Zittel verfassten Handbuchs der Paläontologie. In seinem *Traité* beschreibt er alle bekannten Fossilien in ihrer Beziehung zu den geologischen Formationen, in denen sie vorkommen, und vergleicht sie mit den noch lebenden verwandten Arten, wie dies auch Brongniart und Heer getan haben. Er schliesst darin auf vier Perioden fossiler Pflanzen: 1. diejenige der Meeresalpen, 2. die der Gefässkryptogamen, 3. die der nacktsamigen und 4. die der bedecktsamigen Pflanzen. Er gesteht jedoch, dass wir noch weit davon entfernt sind, einen klaren Begriff von den fossilen Floren zu haben, und bei seinem letzten Zusammentreffen mit seinem Freund Charles Grad sagte er: «Die Neuentdeckungen folgen so rasch aufeinander, dass man nach Vollendung eines Buches sofort wieder ein neues anfangen könnte mit veränderten Schlussfolgerungen». Sein letztes grosses geologisches Werk, das er kurz vor seinem Tode mit Professor Zittel in München herausgab, trägt den Titel: *Lehrbuch der Versteinerungen*.

Schimpers Hauptfach war, wie schon der Spitzname «Moosvetter» sagt, den ihm seine Freunde beigelegt haben, die Mooskunde oder Bryologie, in der er, obschon Autodidakt, eine

europäische Autorität war. Seine *Bryologia eurpaea seu genera muscorum europaeorum, monographia illustrata*, die in lateinischer Sprache abgefasst ist, — Schimper beherrschte das Französische, Deutsche und Lateinische mit gleicher Geläufigkeit — besteht aus 6 Bänden mit 640 Tafeln. Diesem hochbedeutsamen Werke hat er 1864 noch 4 Supplementhefte über die Neuentdeckungen, die er nach Erscheinen des Hauptwerks gemacht hatte, beigelegt. Schimper stellt darin die Torfmoose (*Sphagnum*) den Laubmoosen (*Musci*) als ebenbürtig gegenüber. In Wirklichkeit unterscheiden sie sich z. B. vom goldenen Frauenhaar (*Polytrichum commune*) durch die Blätter, welche grosse, inhaltsleere Zellen haben, die als Wasserspeicher dienen, weshalb Wurzelhaare zur Aufnahme der Bodenfeuchtigkeit nur bei jungen Torfmoosen vorhanden sind. Auch die Aussenschicht der Stengel und Zweige weist solche Zellen auf, die an den Aussenwänden durchbohrt sind und daher mit grosser Schnelligkeit Wasser aufnehmen können. Immerhin sind soviel gemeinsame Merkmale vorhanden, dass man heutzutage die Sumpfmoose als zu der Klasse der Laubmoose gehörend betrachtet, der die Klasse der Lebermoose (*Hepaticae*) gegenübersteht.

Als Schimper einmal im Torfgelände des Val-de-Travers (Jura) auf der Suche nach Moosen begriffen war, begegnete er einem jungen Mädchen, das ebenfalls eifrig botanisierte. Ohne lange Umschweife zu machen, fragte Schimper diese Freundin der «lieblichen Wissenschaft», ob sie seine Lebensgefährtin werden wolle. Sie hiess Adèle Besson und war aus Genf. Auf das «Ja» folgte im Jahre 1849 die Verheiratung. Schimper hatte diesen Schritt nie zu bereuen gehabt, denn die junge Frau wurde seine eifrige und verständnisvolle Mitarbeiterin, ohne im geringsten ihre Pflichten als Hausfrau zu vernachlässigen. Sie starb 1876. Spät wie seine Verheiratung erfolgte auch sein äusseres Vorwärtkommen. Erst 1848 erlangte er in Paris die Doktorwürde auf Grund seiner berühmten These «*Recherches sur les mousses*». 1862 erhielt er an der Faculté des sciences die geologische Professur, die man ihm übertrug, als ihr bisheriger Inhaber, der aus Metz stammende Daubrée, nach Paris berufen wurde.

Als nach dem Kriege von 1870 aus den französischen Fakultäten die deutsche Universität gegründet wurde, blieb Schimper in seiner Stellung als Geologieprofessor. Bei seinem Wiedersehen mit seinem alten Freunde Vogt sagte er zu diesem: «Sie haben keine Idee von den Kämpfen, die ich durchgemacht habe und noch täglich durchmache. Ich muss anerkennen, dass sich die Pariser ausserordentlich anständig mir

gegenüber benommen haben. Sie boten mir das Höchste, was sie bieten konnten — eine Stelle am Pflanzengarten und den ersten erledigten Sitz in der Akademie. Aber, sagen Sie selbst, Sie, der Sie die Verhältnisse kennen, war es mir möglich, mit Frau und Kindern in Paris zu leben nur von der Besoldung eines Professors im Pflanzengarten? (Die Deutschen hatten sein Gehalt an der Strassburger Universität bedeutend aufgebessert). Konnte ich das Elsass, konnte ich Strassburg verlassen, an das ich und meine Frau mit allen Fasern des Herzens gebunden sind? Und mein Museum? Mein Herbarium? Meine Sammlung fossiler Pflanzen? Ich habe die meisten Stücke selbst gesammelt, hundertmal in meinen Händen gehabt — konnte ich sie verlassen, um in Schulden zu geraten und zugrunde zu gehen? Man hat mir bittere Vorwürfe gemacht, meine französischen Freunde wollen nichts mehr von mir wissen, und meine deutschen Bekannten können die Grösse des Opfers, das ich bringen musste, umsoweniger ermessen, als ich kein Patriot in ihrem Sinne bin. Ich will ja gerne anerkennen, dass die Deutschen mehr für die Universität und den öffentlichen Unterricht getan haben und noch tun werden als jemals die Franzosen; die ernannten Professoren sind tüchtige Leute, gute Kollegen, Autoritäten in ihrem Fache; man hätte keine solche Fakultät in Frankreich zu-

sammenbringen können, aber genügt das, lieber Freund, um uns das preussische System, nach welchem wir regiert werden, anerkennen zu lassen? Wenn man uns denn von Frankreich loslösen wollte, warum hat man nicht ein unabhängiges Land aus uns gemacht, weder zu Deutschland, noch zu Frankreich gehörig, eine freie republikanische Eidgenossenschaft im engsten Verbande mit der schweizerischen? Wir hätten uns dann frei entwickeln können nach unserer Eigenart als wesentliches Bindeglied zwischen den beiden Nationen.»

Schimper war der bedeutendste Naturwissenschaftler der Strassburger Universität vor 1870, dessen Name in allen Weltteilen genannt und bekannt war. Unbegrenzt Wohlwollen war ein Grundsatz seines Charakters. Er starb 72jährig am 20. März 1880, abends 8 Uhr, infolge eines Herzleidens, ruhig und ohne Kampf. Die Wissenschaft verlor in ihm einen ihrer glänzendsten Vertreter und die Stadt Strassburg einen ihrer geachtetsten und verdientesten Bürger.

Anmerkungen

¹⁾ Berühmter Naturforscher aus Motier (Schweiz) und heftiger Gegner des Darwinismus, † 1873 zu Cambridge (Mass.) — ²⁾ Journal d'Alsace 1880. — ³⁾ Gemeindezeitung für Elsass-Lothringen 1880, Nr. 44. — ⁴⁾ Guillaume-Philippe Schimper, sa vie et ses travaux, 1808—1880, par Charles Grad.

METZ

aus dem Lateinischen des Venantius Fortunatus (geb. um 536)
verdeutschte von K. Hessel

An Vilicus, Bischof von Metz.

Meergleich dehnen sich aus der Mosel bläuliche Fluten,
Aber gemächlich zu Tal treibt der gewaltige Strom.
Heimlich küsset die Flut am frühlinggrünen Gestade
Duftende Gräser und wächst jeglichem Halmchen das Haupt.
Siehe! Von rechts her fliesset ein Fluss, der Salia heisset,
Nur eine ärmliche Flut führt er träge herbei;
Doch wo er klar nach gewundenem Lauf mit der Mosel sich einet,
Stärkt er den grösseren Fluss, während er selber vergeht.
Hier ward Metz, die schimmernde Stadt, die schöne, gegründet,
Hier, wo ein Doppelgestad reichlich mit Fischen erfreut.
Lieblich lacht dir entgegen das Land im Frühlingsgefilde:
Hier steht üppige Saat, Rosen erblickst du dort;
Vor dir heben sich Hügel, umzogen mit schattenden Reben,
Früchte von jeglicher Art bringt um die Wette das Land.
Allzubefestigte Stadt, mit Wall umgürtet und Wasser,
Wallhuden Priesters Gebet wirket dir festere Hut:
Schirm ist Vilicus dir, er kämpft mit himmlischen Waffen,
Beuget das Knie und hebt dich von dem Boden empor.

Schubart im elsässischen Volksmund

In Arnims und Brentanos Sammlung «Des Knaben Wunderhorn» erscheint mitten unter altheimischen Volksliedern ein Gedicht, das nur wenige Jahrzehnte alt war, als Arnim es in das Wunderhorn aufnahm. Es war nicht Arnims Absicht gewesen, den Verfasser besonders zu ehren, indem er dem Gedicht den Ruhmestitel eines Volksliedes beilegte. Ganz im Gegenteil hatte er das Gedicht in allen Dörfern auf hundert Meilen herum singen hören, ohne zu ahnen, wer der Dichter sei. Wie ein echtes Volkslied, unmittelbar aus dem Mund des Volkes, war es an sein Ohr gedrungen. Hinterdrein erfuhr er, dass es eine der glücklichsten Schöpfungen des Schwaben Schubart sei. Ein Buchhändler klärte ihn auf. So berichtet Arnim selbst in einem Brief an Jakob Grimm vom 14. Juli 1811.

Auch der elsässische Volksmund bemächtigte sich des Schubart'schen Liedergutes. Zwar ist der Name Christian Friedrich Daniel Schubarts, der es so meisterlich verstand, aus der Seele des Volkes heraus seine der Natur abgelauchten Verse in Reime zu schneiden, nicht in der Volksüberlieferung des Elsass erhalten geblieben. Dem Volke ist ja der Name des Dichters wie auch des Komponisten im allgemeinen völlig gleichgültig. Die Lieder, die die so eigentümlich gestimmten Saiten des Volksgemüts zum Schwingen und kräftigen Mitklingen anregen, werden vom singenden Volke ohne weiteres beansprucht und durchfliegen dann nicht selten auf den Flügeln einer gefälligen Weise weite Strecken und Gebiete.

Von Schubarts im Volkstone gehaltenen Liedern sind fünf in das Elsass eingedrungen. Das berühmte Kaplied «Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark», das ins «Wunderhorn» aufgenommen wurde, fand sich in Mülhausen im Oberelsass in drei handschriftlichen Heften aus den Jahren 1800 bis 1830 sowie auf einem geschriebenen Blatte um 1820, alle im Familienbesitze des Herrn Karl Franck, und mit unbedeutenden Varianten. Das Lied «Mädel, 's ist Winter, der wollige Schnee . . .» trafen wir handschriftlich in Brumath 1862. Ebenfalls in Brumath fand sich die «Hochzeitsfreude eines Landmädchens». Der Schreiner Jakob Sengel hat das schöne Lied in seinem Musikhefte in den 1850er Jahren aufgeschrieben. In ihrem strahlenden Glück beginnt sie mit der zweiten Strophe und gibt gleich den Namen ihres Allerliebsten kund:

Michel, der ist mein ;
O wie wirts mir sein,
Wenn am Dienstag frühe
In die Kirch' ich ziehe

Und wenn alles schaut
Auf die Jungfer Braut !

Die erste Strophe kommt erst später :

Mädels, sagt es laut :
Liesel ist 'ne Braut !

Der alte Sengel, ein ehrbarer Handwerksmusiker und Verwandter des in weiteren Kreisen des Elsass bekannt gewordenen Volksdichters Georg Sengel aus Krautweiler († 1897), hat die Melodie des Dichter-Komponisten Schubart verschmäht und ihr eine liebliche Weise im Sechsstachel-Takt untergelegt, die er vielleicht selber komponiert hat.

Dass ein Soldatenlied im Elsass willige Aufnahme findet, ist uns nichts Neues. So ist «Des Invaliden Mahnung» mit mehreren Abweichungen, die zum Teil den entgegengesetzten Sinn haben, und mit einigen neuen Strophen nachgewiesen in Hunsbach (Kr. Weissenburg) 1853 und 1870, in Puberg 1874, in Weiler (Kr. Schlettstadt) und in Lembach 1889. Die auf vier Verszeilen berechnete Weise, die der oben erwähnte Jakob Sengel in Brumath festgehalten hat, ist fast gleich derjenigen, die in Erk-Böhmes Liederhort (Nr. 1406) steht und als deren Herkunft das Elsass 1889 und der Odenwald 1839 angegeben sind. Sehr wirkungsvoll schliesst die Hunsbacher Lesart mit Strophe 12 und 13, die wohl im Elsass entstanden sein mögen :

Nur wenn dem Vaterlande
Ein Feind mit Krieges Not
Und wenn dem Volk die Schande
Der Unterjochung droht,

Dann, Brüder, greift zum Schwerte,
Dann schont nicht Blut, nicht Feuer,
Dann reiniget die Erde
Von solchem Ungeheuer !

Denselben Anfang wie dieses Schubart'sche Lied, jedoch nur in den beiden ersten Zeilen, hat ein elsässisches Kriegslied, das hauptsächlich die Kriegsleiden der Franzosen und Anklagen gegen ihre Heerführer enthält. Die erste Strophe lautet :

Mit jammervollen Blicken
Mit tausend Sorgen schwer
Stehn wir in Metz in Hütten,
Verkauft von dem Bazaine.

Nach einer Bemerkung in einem handschriftlichen Liederhefte aus Bischweiler 1872 wurde es von einigen französischen Soldaten in der Gefangenschaft in Mainz gedichtet. In derselben Zeit taucht es in Sesenheim auf, und noch 1898 wurde es in Schwindratzheim als elsässisches Kriegslied 1870/71 gesungen. Es hat neun bis elf

Strophen mit mehreren örtlichen Abweichungen und drei verschiedene Melodien. In Schwindratzheim sang man es nach der Weise von «Es welken alle Blätter», einer Variante des Liedes vom Grafen und der Nonne («Ich steh auf einem hohen Berg»), das Goethe 1771 im Elsass aufgezeichnet hat. Sie hat auch viel Aehnlichkeit mit der Weise «Es wollt' ein Schneider wandern». Die Sesenheimer Melodie ist im ersten Satz fast gleichlautend mit «Ein Kirchlein steht im Blauen» und die Bischweiler ist wiederum abweichend. Ob man aus dieser Vielseitigkeit auf die grosse Verbreitung des Liedes schliessen soll oder auf das Gegenteil, steht dahin.

Wohl eines der bekanntesten und volkstümlichsten Lieder Schubarts ist das «Schwäbische Bauernlied» :

So herzig wie mein Liesel
Gibts halt nichts auf der Welt.

Die Liesel scheint es dem weitgereisten und vielverschlagenen Dichter angetan zu haben. Dieses Lied fand sich in zwei handschriftlichen Sammlungen zu Mülhausen im Elsass aus den 1830er Jahren. Ein prächtiges Gegenstück dazu hat Schaller unter dem Titel «Lied eines elsässischen Bauernmädchens» gedichtet und in Seybolds Magazin für Frauenzimmer im Juni 1788, S. 267 veröffentlicht. Die erste Strophe beginnt wie folgt :

So herzig wie mein Hannes
Ist keiner weit und breit.
«Der Ausbund eines Mannes !»
Sagt selbst der gele (gelbe) Neid.

Das Lied hat neun Strophen. Es wurde noch in den 1840er und 1850er Jahren im Elsass viel gesungen und zwar in drei verschiedenen prächtigen Melodien, wovon die eine auf einem handschriftlichen Blatte aus den 1850er Jahren im Nachlass des Musikanten Georg Hamm zu Geudertheim vorgefunden wurde, während die beiden anderen mündlich von dem unlängst verstorbenen Musikanten und Glaser Anton Hauser in Hochfelden überliefert sind. Das Lied scheint über ein halbes Jahrhundert vergessen gewesen zu sein. In der 15. Auflage des Elsässischen Liederkranzes ist eine Auswahl von sechs Strophen unter der Bezeichnung «Der Hannes» und mit der Geudertheimer Melodie abgedruckt.

So sehen wir, dass Schubart einen nicht zu verkennenden Einfluss auf das elsässische Volkslied gehabt hat und dass sein Geist, dem Volke unbewusst, noch bei manchem feierlichen und fröhlichen Anlass fortlebt. Es ist eben echte Volksdichtung, die uns jener Dichter-Komponist mit dem unstillen und bewegten Leben beschert hat.

Dr. A. Kassel †



Aug. Dubois

Elsässischer Bauer

Aus «Stunden der Einkehr»

Von Ernest Braun

Veilchen

Nun sind schon wiedergekehret
Alle Veilchen in unser Tal,
Die die gütige Sonne betöret
In des Lenzes jungsüßer Qual.

O welche Fülle der Süsse,
Wo in Blüten ihr Leben entflieht!
O dass als Schwestern euch grüsse,
Wer jung in den Frühling zieht!

Frage

War's, um künft'ge Frucht zu bringen,
Dass die Rose wunderbar
Bei der Nachtigallen Singen
Ihre Schönheit selbst gebar?

War es für die Brut der Jungen,
Die noch fern dem Lebensstrand,
Dass die Nachtigall gesungen,
Als im Blust die Rose stand?

Frag ich's, wo mir doch ihr Düften
Nur des Singens Seele scheint,
Die sich hingeebenen Lüften
Im Gesange ausgeweint.

Ausklang

Alle meine Freuden atmen
Nur mit zugeschnürter Kehle,
Und ihr Jubeln ist ein Schluchzen
Gleich dem Sang der Philomele.

Durch das Astwerk kahler Bäume
Spielt das Mondlicht mir ins Zimmer.
Wie das Stabwerk eines Gitters
Wechseln Schatten so mit Schimmer,

Wechseln Schimmer so mit Schatten. —
Immer stiller im Ermatten,
Müder immer wird sein Schlagen,
Pocht das Herz: Entsagen, tragen.

Fernes Adventsgeläute

Reinsten Klanges klinge weiter, was erklang in jenen Nächten!
Klang's von Sternen? Sang's in Herzen? Uns hinieden? Ew'gen Mächten?
Wie von tausend, tausend Glocken aller Sterne war's ein Läuten,
Heller hier, dort tönt es dunkler, wunderbar, doch nicht zu deuten.
Und auf seligen Akkorden schwebend ahnungsvoller Weise,
Trug's auch uns im nächt'gen Dome auf in jené seligen Kreise.

Dämmer-Erlebnis

... So sitzt man zuweilen in der Dämmerung
seines Zimmers und lässt alle Dinge eintreten
in das unendliche Reich der dunkleren Stille,
die mit dem Abend über das Land kommt, und
in seine Ruhe.

Als es plötzlich matt aufleuchtet.

Und die Gegenstände im Zimmer, wieder
halb sichtbar geworden in aufgelösten Um-
rissen, rücken näher an uns heran, wie verin-
nerlichte Freunde — der Gasanzünder hat die
Gaslaterne auf der Strasse angezündet. Man
sah weder ihn, noch die Laterne, nur das Auf-

leuchten des wesenlosen Scheines huschte un-
irdisch über die Gegenstände und Tapeten.

So sitzt man zuweilen im Dunkelwerden
zwischen den Dingen, die einem gehören, ohne
einen beherrschenden Eindruck, im Denken ins
Uferlose, Vage, als plötzlich alles im Zimmer,
was man vorher nur noch wusste, aber nicht
mehr sah, in dunkelsammetenem Leuchten
liegt: der Gedanke an einen Freund weit
draussen überkam einen, der nicht mit drinnen
ist und doch nicht ohne Beziehung ist zu un-
serer Seele und den Möbeln und Tapeten in
unserem Leben.

Im Rückerinnern an die geliebte Heimat

Oft wenn ich einsam über jenen Grashang ging
Und sanft ein Windhauch über dessen Blumen

[strich,
Vermeinte ich, ein leises Singen zu vernehmen,
Und jede Blumenseele sang, von ihm gestreift,
[ihr eigen Harfenlied.

Mir schien ihr Lied als wie ein drängend Flehn,
Als drängte mit dem Wind, der um die Brust

[mir stürzte,
Ein jeder Blumenstengel meiner Hand entgegen:
«O pflücke uns, für die wir wartend, blühend hier
[am Berghang stehn!»

Phantast'scher Wolkenschatten huscht derweilen
[über's Feld dahin.

Die Blumen liess ich stehn, und Wind und Lied
[zerwehten.

Ich ging gebeugt und betete, der Erde Schollen
[zugewandt,

(Denn diesen zugeneigt war stets mein Gang
[durch's Leben):

«O seid ihr wenigstens dereinst dem Ruhenden
[so leicht,

Als euch es seines Lebens Schritte wollten sein.

Euch neigt sich müde sein zu schweres Herz
[entgegen.

Mag seine Seele diesem Winde gleich zerwehn,
Was seiner Hand entgegen blühen wollte, bleib'

[zum Verwelken stehn,
Spurlos, dem wesenlosen Wolkenschatten gleich:

So mag sein Leben über seiner Heimat Hügel
[gehn». —

Brunnenrast

... Und während der eine nun beim Anblick
des Brunnens mit einem Verzweiflungsfluch zu-
sammenbrach — denn er war ausgetrocknet —
legte sich auch der andere verdurstend in Sand
und Glut zum Sterben hin.

Aber ein Hinhorchen in glückliche Ferne
breitete sich verklärend über sein verfallendes
Antlitz: denn noch einmal rauschten ihm die
welken Blätter glückliche Bilder vor die Seele,
während sie weiterfielen aus den Kronen der
Bäume, die dieser Brunnen aus seiner Tiefe
einst getränkt hatte.

Und das Lächeln des Sterbenden dankte Gott
auch so für diesen ausgetrockneten Brunnen,
in dem in flammender Sonne nurmehr heisser
Sand glimmerte und gleisste.

Lachen ist leben; selbst lächeln ist schon
nurmehr ein ins Leben Herüberholen von un-
serm Todesantlitz.

Ganz Er-selber ist nur jener Mensch, der
nicht nur das ist, was er lebt, sondern auch
selber in sich das Grab dessen ist, was er von
sich stirbt.

Das Tiefe im Menschen ist im Leben schon
geheimnisvoll dem Tode verwandt; darum auch
ist in seinem Tiefsten, genau wie im Tode, jeder
Mensch grabeseinsam und weltenfern.

Gott aber, die Erfüllung, ist das, was wir,
die Beschränkten, nicht sind. Daher scheint
einem jeden Menschen das Göttliche das, was
ein jeder in sich entbehrt und in sich vermisst.



Henri Bacher

Blick auf
Obersteinbach

Das Stöhnen

Eine Vogesenovelle von Fr. Lutzing

(Schluss)

Wieder eine gute Ruhenacht für mich, nicht für ihn, denn in den kurzen Pausen meines Schlafs nahm ich jedesmal deutlich wahr, dass er sich anscheinend im Bette ruhelos wand und drehte. Offenbar ging ihm die Vorstellung dieses unheimlichen Stöhnens im Kopf herum, brachte das Nervensystem wieder in Unordnung, das am Anfange unseres Hierseins seine Besserung so forsch begonnen hatte. Schade um die Verzögerung des Heilprozesses, eine Verlängerung unseres hiesigen Aufenthaltes würde noch die geringfügigste der Folgen sein.

Und wirklich, so frisch ich am andern Morgen aus den Federn kroch, so übernächtig sah der Freund aus. Auch sprach er nicht viel, blickte oft starr in eine Ecke. Unser Spaziergang nach dem Frühstück würde ihm gut tun, ihn auf andere Ideen bringen, schneller als mein Geplauder, das den gleichen Zweck verfolgte und nicht erreichte. Wir stiegen tüchtig in den Wäldern umher, ich machte ihm den Vorschlag, auf einer schönen Lichtung im Freien den Schlummer nachzuholen, der ihn bei Nacht geflohen hatte, er ging darauf ein und fand den erhofften Ruhe- und Erquickungszustand. Während ich neben ihm lag, beobachtete ich ihn, wie die Gesichtsmuskeln zuckten und vibrierten, wenn ein Insekt darüber kroch oder ein durch das Gelaub der Bäume sich stehlender Sonnenstrahl die gleiche Störung versuchte. Ich war froh: er schlief fest und ruhig. Aber beim Erwachen sagte er zu mir:

«Du, es ist etwas dran, die Geschichte lässt mich nicht mehr aus ihrer Gewalt. Ich träumte von ihm, ich sah ihn deutlich liegen, er stöhnte, und das klang gerade wie aus Sponeckers Radiotrichter» —

«Liebster Kerl. Deine Phantasie gaukelt Dir Hirngespinnste als Tatsachen vor, sie will Deinen sonst so klugen, verständigen Kopf auch einmal auf die Probe stellen.» —

Am Abend musste ich freilich zugeben, dass er recht hatte, als die Wellen wieder sprachen. Ja, es war genau wie ein Stöhnen aus einer menschlichen Kehle, da gab es jetzt auch für mich keinen Zweifel mehr. Aber das war doch nur eine Analogie, konnte nicht mehr sein als das. Die Naturgesetze hatten doch ihre Gültigkeit zu behalten, der Verstand soll unser Gefühl kontrollieren, sonst steht es schlimm um ihn. Und trotzdem war ich auf dem besten Wege, Stimmers Bahn des phantastischen Rei-

zes zu folgen: ein Mensch, der stöhnte, jedesmal wenn diese Wellen östlichen Ursprung hatten. Ich sagte es den Wirtsleuten, da vernahmen sie es auch, gaben es zu.

Und als wir glücklich alle darüber einig waren, zog eine gespensterhafte Scheu durch den Raum und über unsere Gemüter, so dass ich aufstand und mit schnellem, kühnem Griff den unheilbringenden Lautsprecher abstellte. Wir sprachen nicht mehr viel, gingen zu Bett. Stimmer sagte zu mir:

«Na, glaubst Du es nun endlich?» —

«Von Glauben kann keine Rede sein, ich bitte Dich. Aber ich gebe zu, dass man nicht darüber hinwegkommt, die unwiderlegliche Empfindung eines menschlichen Stöhnens zu haben.» —

«Es kam bei mir schneller als bei Dir, nun bin ich ganz im Banne des Geheimen, Unerklärlichen. Du wirst auch noch so weit kommen. Schon sehe ich ihn liegen, verunglückt, in östlicher Richtung von hier.» —

«Phantast! Versuch' zu schlafen. Wir taten eine Dummheit, noch einmal auf dieses Wimmern zu hören, wir hätten den ganzen dummen Kasten gar nicht mehr anrühren sollen, der uns die ganz gute Laune verdirbt. Na, morgen wird es so gemacht. Gleich beim Morgenessen sag' ich's dem Wirt ganz kategorisch, wenn er uns noch ein einziges Mal damit plagt, verlassen wir sofort und für ganz sein Haus. Da wird er wohl seine famose T. S. F.-Maschine schon schweigen lassen. Bist Du damit einverstanden?» —

«Und ob! Wären wir doch gleich auf diese Idee gekommen; freilich, meine Neugier war zu stark!» —

Diese Hoffnung schien beruhigend auf ihn zu wirken; denn ich vernahm bald seine regelmässigen Atemzüge, wie sie nur ungestörter Schlaf erzeugt. Diesmal war ich der leidende Teil. Lächerlich, Angst vor einem Geräusch zu haben, das von irgend einem Fehler in der Aufstellung kam. Wie stark wir doch sind, wir schwachen Menschen. Sklaven unserer Phantasie, wir angeblichen Geisteshelden. Wissen keinen andern Ausweg als feige Flucht, anstatt die natürliche und seelische Erklärung solchen Eindrucks zu suchen. Glücklicherweise errangen meine gesunde Natur und mein müder Körper doch das Uebergewicht über die forschende Seele, und ich fand gegen Morgen grauen den Schlummer.

Nichts Besonderes vom nächsten Tag zu sa-

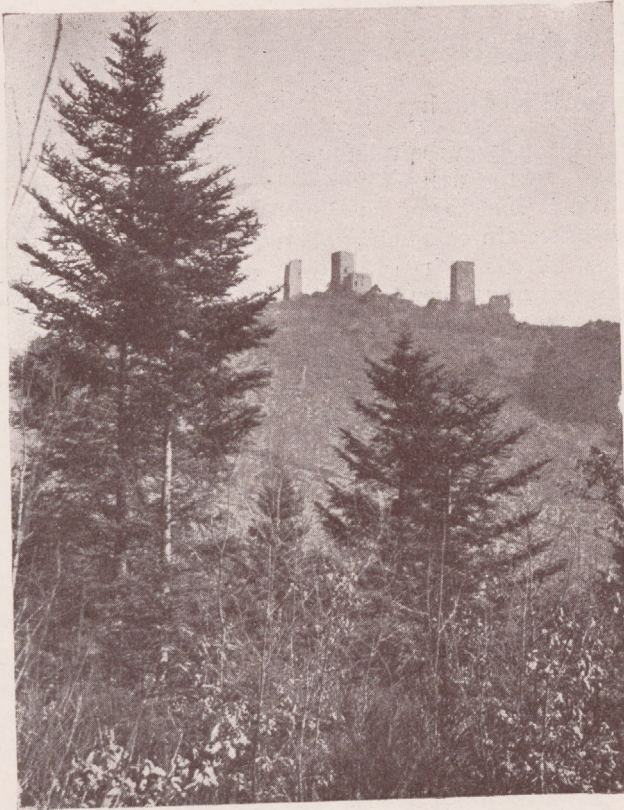


Photo E. Haller

Drei Exen

gen, da wir beide vermieden, über diese erledigte Sache noch ein unnützes Wort zu verlieren, wir waren wieder zu unserer trauten Gewohnheit der Wortknappheit zurückgekehrt, die uns stets vorteilhaft gewesen. Der Wirt hatte übrigens gleich zugesagt. Vielleicht packte die Unruhe vor diesem aufdringlich naturgetreuen Stöhnen auch ihn schon. Seine Frau wohl erst recht, und so war alles in bester Ordnung.

Tagsüber eine prächtige Exkursion. Dann das stets vorzügliche Nachtmahl. Gute Laune! Und dann setzten wir uns auf die Bank vor dem Hause als einzige Gäste, über die sich eine kleine Laube eines üppig wuchernden Kletterstrauches spannte. Stimmer rauchte seine gewohnte Abendpfeife. Ich sah in die Ferne, wie der Erdschatten im Osten immer höher am Firmamente aufstieg, als die Sonne hinter den Westhorizont niederglitt. Dann wurde es ganz dunkel. Still blieb es zwischen uns. Die Sterne flammten schnell hintereinander auf, die grossen zuerst, dann immer kleinere. Der Mond musste hinter einer dichten Wolke stehen. Ich fragte:

«Wollen wir zu Bette gehen?» —

«Nein, noch nicht!» war seine Antwort.

So blieben wir sitzen, ich sah im Stern-

schein, wie Stimmer seine Pfeife ausleerte, klopfte, sie neu füllte, ein sicheres Zeichen, dass es ihm noch nicht ums Schlafengehen war. Sonst ging er gern früh zur Ruhe. Na, ich konnte noch warten, er mochte seinen Willen haben. Die Nacht war schön, mild. Bis ich ihm endlich zum zweiten Male die Frage stellte:

«Wie wär's, wenn wir jetzt zu Bette gehen wollten? Wir sind heute tüchtig marschiert und wacker müde geworden!» —

Eine kleine Pause, dann kam es von seinen Lippen, langsam, zaudernd, gezwungen:

«Fühle es auch. Aber.. ich kann nicht.. Es fehlt mir etwas. Weissst Du, was es ist, dieses Fehlende? Ich muss das Stöhnen wieder hören! Es erregt mich, ich mag es nicht leiden, es quält meine Nerven, und dennoch, ich habe keine Ruhe, bis ich's noch einmal vernommen habe. Es ist wie eine Suggestion, wie ein unwiderstehlicher Zwang von aussen her. Der gibt mich nicht mehr frei. Hörst Du wohl, lieber Freund, ich muss das Stöhnen wieder hören, es geht nicht anders, ich finde sonst keine Ruhe. Ich bitt Dich, sei so gut und stelle Stuttgart ein, denn dann ist es am deutlichsten, Du weisst!»

Ja, ich wusste es nur zu genau. Sonderbar, ich sehnte mich auch danach. Seltsame Dinge! Ich war sofort freudig bereit, ihm seinen Wunsch zu erfüllen, als habe ich auch im stillen auf den trüben Gehörseindruck gewartet. Trotzdem meisterte ich mein Begehren und sagte:

«Nein, Deine Ruhe geht vor. Es ist abgemacht gewesen, dass wir uns nicht mehr um den Kasten kümmern, und dabei bleibt es. Das wäre noch schöner! Ich leide es nicht, denn ich bin in gewissem Sinne für Deine Gesundheitsbesserung verantwortlich.» —

«Dann bleibe ich eben die Nacht über auf, die ganze Nacht; denn ich werde doch nicht einschlafen können, bevor mich das Stöhnen gemahnt hat. Also, tu' mir den Gefallen!» —

Was sollte ich beginnen? Diese verflixten, fixen Ideen, die sich doch manchmal in ganz vernünftigen Köpfen festsetzen können. Und mehr Zorn empfand ich noch darüber, dass ich selbst nicht von dem unheilvollen Einflusse frei war, den der Lärm auf meinen Kameraden ausübte.

So trat ich nachgebend in den Wirtsraum. Da war alles still, offenbar sassen die beiden Wirtsleute im Dunkeln. Jetzt hörte ich die Frau leise sagen:

«Ob es wieder stöhnen würde? Probier's doch!» —

«Ich darf nicht, Du weisst es, sonst reisen sie ab!» —



Photo
E. Haller

Morgenstimmung
bei Mittlach

«Diese Unruhe! Ich sehe den Menschen, dessen Brust sich diese Jammertöne erringen!» —

Ich trat lauten Schritts auf die beiden zu, die also auch schon unterjocht waren, und sagte:

«Zünden Sie Licht an, lassen Sie den Apparat laufen, wir wollen noch einmal horchen und eine Erklärung dieses sonderbaren Geräusches zu finden suchen.» —

Hei, wie die beiden schnell bei der Hand waren, die Vorbereitungen gingen wie der Blitz. Da stand auch schon Stimmer unter der Tür. Und dann horchten wir alle wie gebannt auf die Töne des Stöhnens. Es war in Wirklichkeit absurd, lächerlich, unter solchem Eindruck zu stehen, aber es war Tatsache. Nur bei Wellen aus Osten war es zu hören, heute besser und deutlicher denn je. Oder war das Einbildung? Vorspiegelung durch unsere erregten Nerven? Wir stellten nur deutsche Sender ein, bei Stuttgart war das Maximum. Ich beobachtete Stimmer: er gefiel mir nicht, zeigte Anzeichen grösster innerer Unruhe, war am festesten von unserer Gruppe beim Tonspiel.

Plötzlich schien er es nicht mehr aushalten zu können, ging raschen Schrittes zur Tür, verschwand im Dunkel, während wir weiter lauschten. Auf einmal ein Getöse, und der Apparat verstummte. Ich eilte hinaus, auf der Schwelle kam mir der Freund entgegen, jammern:

«Ich werde toll! Ich muss es anhören gegen

meinen Willen und kann doch nicht, es geht über meine Kräfte. Da nahm ich eine Stange und riss den Empfangsdraht vom Hause herab, damit ich endlich Ruhe habe. Schweigt er?» —

«Natürlich! Du scheinst die Anlage gründlich demoliert zu haben.» —

Da blitzte es zuerst hell in seinen Augen auf wie eine Erlösung aus Pein, dann flackerte neue Unruhe darin auf. Er stotterte mit hastigen Geberden;

«Ich hätte es nicht tun sollen, nein! Jetzt kann er uns seine Qual gar nicht mehr mitteilen, der Aermste, wir hören sein Stöhnen nicht mehr, ich habe ihm die Stimme geraubt, ich Elender!» —

3.

Die auf diese Szene folgende Nacht werde ich mein Lebtag nicht mehr vergessen. Mit Mühe und Not war mein Kamerad etwas zu beruhigen, er machte sich andauernd Selbstwürfe schlimmster Art, brandmarkte sein eigenes nervöses Tun wie das Verbrechen eines Halunken. Seine Gesundheit musste doch wohl tiefer erschüttert sein, als ich auf den ersten Blick damals geglaubt hatte, wo ich ihn zur Ausheilung auf diesen Berg zu locken begann. Ja, von Jugend auf war er ein sehr sensibler Mensch gewesen, dieses Erlebnis wirkte allzu tief auf ihn ein. Eine einfache Gehörsempfindung, die er als Stöhnen eines Verlorenen deutete und die irgendeine einfache Erklärung in der Anlage des Radioempfängers finden musste.

Wie ein Weib im Affekt, so wucherte bei ihm Gefühlstrug über Vernunftgrund, schlug diesen nieder, erdrosselte ihn mit langsamer Sicherheit. Die Wirtsleute erschrakten über den Zustand ihres Gastes, aber ich beruhigte sie, schleppte den wirklich Kranken auf das gemeinsame Schlafzimmer, predigte ihm dort noch einmal tüchtig ins Gewissen, suchte seinen Stolz zu wecken, dass er doch ein gebildeter, aufgeklärter Neuzeitmensch sei, der an abenteuerlichen, durch Naturgesetze nicht erklärbaren Spukerscheinungen mit einem spöttischen Lächeln vorbeigehen musste, wie er es bisher im Leben stets getan. Aber er schüttelte nur bestimmt den Kopf mit einem traurigen Ausdruck im Gesicht. Aber auch diese Nacht nahm ein Ende.

Am Morgen, als der erste Schein im Osten aufflammte, stand er im Zimmer, breitete die grosse Karte der Umgegend auf den breiten Tisch und beugte sich darüber, mit dem Finger tastend.

«Was suchst Du denn da?» fragte ich ihn.

«Nichts! Ich bestimme nur die genaue Richtung, in der Stuttgart liegt, von hier aus gesehen!» —

«Ziemlich Osten, nicht wahr?» sagte ich, auf seine Idee eingehend.

«Ja, nahezu. Da gehen wir heute hin. Folgen immer der geraden Linie nach jener Sendestation. Der Stöhnende kann nicht weit sein, wir werden das Rätsel lösen!» —

«Aber Georges, Du hältst eine Trugidee für Tatsache. Wen willst Du denn finden?» —

«Ihn, der mir meine Ruhe raubte. Der uns von seiner Not benachrichtigt, so gut er konnte.» —

Ich wusste nicht, sollte ich über solche Logik lachen oder weinen, aber man hat so viele Beispiele von Ereignissen unerklärlicher Art im Leben sensitiv veranlagter Menschen, dass ich mich für jetzt des Urteils enthielt; trat vielmehr neben ihn, um seinen Gedankengängen so weit zu folgen, als es die Vernunft zulies.

«Aha», sagte ich zu ihm, «im Osten von hier erstrecken sich ja die grossen Schlachtfelder des letzten Kriegs, wo tausende von Leichen lagen. Vielleicht hören wir in dem leisen Stöhnen die Summe des leisen Webens der dort gemarterten und gestorbenen Seelen. Was meinst Du?» —

«Es ist einer, nur einer. Ich muss hin, werde der Ostlinie über Berg und Tal folgen. Du wirst mich doch nicht im Stich lassen?» —

«Was denkst Du! Es ist ja im Grunde genommen gleichgültig, wohin wir die Schritte lenken.» —

«Aber es wird mühsam werden, bedenke es, wir werden mit Hilfe des Kompasses mathematisch genau der Richtung folgen, über Stock und Stein, weglos und pfadverachtend!» —

«Alles schön und gut. Aber die Radiowellen kommen doch physikalisch von allen Seiten des Weltraums, nicht nur auf der geraden Linie....» —

«Du gehst mit oder nicht?» —

Ich sagte zu. Und bald begann unser Weg, der kein angenehmer war, denn Stimmer nahm es haarscharf mit der strengen Ostrichtung, und ich liess ihm den Willen. Jetzt drangen wir über Bergkuppen, und Einsenkungen vor, überquerten sumpfige Wiesen, zwängten uns durch Wälder mit stachlichem Gebüsch und dichtem Unterholz, sprangen über Bäche, überquerten Wege, Strassen, alles der Richtung aufopfernd, die mein Genosse so unabänderlich festgelegt hatte. Eine Ruhe schien ihn jetzt zu überkommen, seitdem er seine Absicht ausführen durfte, seine Gesten wurden zwangloser, seine Reden sachlicher. Ich freute mich über diese Umwandlung. Ermüdung schien er nicht zu kennen und nicht zu fühlen, obwohl wir uns schon stundenlang ohne Pause vorwärts bewegten, in flottem Tempo uns den alten ausgedehnten Höhengschlactfeldern näherten.

Da stiegen sie vor uns auf: kahle mit Baumstümpfen traurigster Form bestandene Bergkuppen, durchwühlt von Eisen und Zement. Hier und dort halbverfallene Erdlöcher, Unterstände, ein unheimlicher Ort gegenüber der blühenden, jungfräulich unberührten Natur rings um den Brumont. Hass gegen Ruhe, Kampf wider Friede. Wir stiegen über wüste Trümmer querfeldein, wie Stimmer es angab, heute sollte er seinen Willen haben, er würde nichts finden und dann in seiner Seele die Stille zurückgewinnen. Noch hoffte er etwas zu finden. Um Gotteswillen!

Der Aermste da vor unsern Augen befand sich in einem schrecklichen Zustande. Ein Beton-Unterstand in halbverfallenem Zustande von fünf Meter Tiefe beherbergte ihn. Da lag er auf feuchtem Grund und Moder, tief unten, allem Sonnenlichte entzogen. Abgemagert bis zum Skelett, mit verhärteten, gequälten Zügen. Kleider zu Lumpen geworden. War er am Verhungern? Wir blickten erschrocken hinunter, dann uns gegenseitig wortlos an. Stimmer hatte ihn, mir einige Meter voraus, zuerst entdeckt, an dem leichten Wimmern erkannt, das aus der Grube stieg, deren Eingangsloch er eben übersprang. Da traf es sein Ohr und hielt ihn fest. Ich hörte es nun auch, es ist jenes leise Stöhnen, das Wimmern, das wir so gut kannten von der Station auf dem Brumont her, monoton,



Photo
E. Haller

Forsthaus
Wasserfels

erschütternd wie dort oben, wo es nachts unsere Nerven gepeitscht. Ich drückte Stimmer die Hand, ohne eine Silbe zu reden, und sah, wie glücklich er durch meine stille Anerkennung war dafür, dass er doch Recht gehabt hatte, dass ich ihn wortlos um Verzeihung bat für mein Besserwissenwollen, dass ich ihm dafür dankte, dass er durch seine Energie der Lebensretter dieses Menschen geworden war.

Und dem musste vor allen Dingen geholfen werden, ehe wir uns in philosophische Erörterungen über das soeben erlebte Rätsel und Problem ergehen konnten. Das gab Redestoff für später in Hülle und Fülle, Material zum Nachsinnen bis Lebensende. Ein Wunder! Oder eine höhere Gewalt? Zufall? Unbekannte Naturkräfte? Es sind dies Worte, aber keine verständniseröffnenden Begriffe.

Der Mann da unten war bewusstlos, jedenfalls durch Schwäche, Angst, Nahrungsmangel, er musste schon lange da unten schmächten: Unglücksfall, Racheakt, Verbrechen, Selbstmordversuch? Das war später zu entscheiden, jetzt wurden Vorrichtungen getroffen zum Hinabsteigen. Wir fanden geeignete Balken und Stammreste, die es uns halbwegs annehmlich machten. Jetzt stehen wir vor im: Ein Tourist! Seine Sachen geben das kund. Ein Städter, nicht jung, nicht alt, ein struppiger Bart überwuchert sein Gesicht, seine Hände und freien Hautstellen sind erdschmutzig. O diese eingefallenen Züge wie die eines Leichnams! Sein Anblick

war entsetzt, qualvoll, schien aber meinen Genossen viel weniger zu erregen als der am Radiosprecher vernommene Gehörseindruck des Stöhnens.

* * *

Ich will nicht viel Worte verlieren über die überaus schwierige Rettung. Die Karte verriet uns die Lage der nächsten Ferme, wiederaufgebaut aus Kriegstrümmern; dort fand ich den Bauern und zwei Knechte, die sofort mit mir gingen, während Stimmer die Wache bei dem Aufgefundenen gehalten hatte. Mühsam war das Heraufschaffen aus der tiefen Höhle und der Transport nach dem Bauernhof, wo der Gerettete zum ersten Male wieder zu sich kam und die Besserung seiner Lage wahrnahm. Später konnte er uns dann eine genaue, aber kurze Schilderung seiner Erlebnisse geben, wie sie dann auch einige Zeit später in den Spalten der Zeitungen erschienen ist. Ich gebe unten, um mich nicht in Einzelheiten zu verlieren, den Text seines Berichts, wie er in einem der gelesensten Blätter des Oberelsasses stand.

An der Ferme begann, die Strasse ins Tal zur nächsten Bahnstation, und die drei Männer erklärten sich sofort bereit, den Transport dorthin mit einem Leiterwagen zu bewerkstelligen, damit der Kranke möglichst schnell in sachgemäße Behandlung käme. Für uns beide wäre die Begleitung eine zu zeitraubende Angelegenheit geworden, weshalb wir darauf verzichteten, obwohl mein Freund, der für sei-

nen Schützling ganz Feuer und Flamme war, nur ungern davon Abstand nahm. Ich sah zu meiner Freude, dass er gesundet war, geheilt durch die Ereignisse, an denen er so reichen Anteil hatte, sein Wesen gewann die Ruhe wieder, nachdem der Alp von ihm genommen, die Rettung des Verunglückten eine Tatsache geworden war.

Sterben würde ja der nicht, wenn wir auch gerade noch recht gekommen wären, um ihn vor einem sichern Tode durch Hunger, Ermattung und Seelenqual zu retten. Jetzt war Stimmer wie durch Zauberschlag wieder der alte, liebe, lachende, denkende Gesell geworden, stolz, ein Werk der Menschenliebe vollbracht zu haben, indem er jener quälenden Stimme gehorcht hatte. Von dem eigentümlichen Anlass sagte er keine Silbe, gab den Männern an, wir wären ganz zufällig und unabsichtlich in diese Gegend geraten. Jedenfalls dachte er sich, dass diese guten, aber geistig anspruchslos ausgestatteten Menschen das Geschehnis in dieser Form doch nicht begriffen hätten. Und lange Erklärungen wollte er vermeiden. Mit Recht. Auch mir war es nicht ums viele Reden. Wir kamen überein, auch unsern Wirtsleuten auf dem Brumont nichts von unserm Erlebnis zu melden. Schweigend traten wir den Rückweg an, diesmal auf gebahnten Wegen bleibend.

Ich will hier den Zeitungsausschnitt hersetzen, von dem ich oben sprach:

«Zwei Touristen L. und S. fanden in einem metertiefen Unterstande auf den ehemaligen Schlachtfeldern des Tannhübels in völlig erschöpftem, besinnungslosen Zustand den Ausflügler K. aus unserer Stadt. Vierzehn Tage und Nächte hatte der Unglückliche in dieser Höhle gewelt, allein auf einer Bergtour in jene Gegend begriffen, hatte er den Weg verfehlt und war von der Dunkelheit überrascht worden. Er verirrte sich auf die gefährlichen Zonen der alten Kampffelder, stürzte in eine Vertiefung, wobei er über dem hohen Falle ein Bein brach, sich nicht mehr bewegen konnte und auf dem Boden liegen bleiben musste. Seine Nahrungsmittel reichten nur wenige Tage, selbst bei sparsamstem Verbrauch, an Feuchtigkeit zum Löschen des Durstes fehlte es ihm nicht. Da jene Gegend von jeder menschlichen Behausung sehr abgelegen ist und selten von Fremden besucht wird, verlor er jede Hoffnung auf Rettung. Es ist ein Wunder zu nennen, dass jene beiden Herren, die ihn endlich aus seiner hilflosen Lage befreiten, zur rechten Zeit in seine Nähe kamen.»

Der Gerettete gab uns auf seinem Krankenzimmer im Stadtspital bei einem Besuche selbst folgende Schilderung seiner Gefühle: «Mein

rechtes Bein verursachte mir entsetzliche Schmerzen, der Hunger quälte meine Eingeweide, ich fieberte abwechselnd, fiel wieder in Bewusstlosigkeit, hatte kurze, klare Augenblicke, wo mir der Ernst meiner Lage mit entsetzlicher Deutlichkeit vor Augen trat. Ich betete, fluchte fast in einem Atem, flehte um den Tod, bettelte um Hilfe, verwünschte Welt und Leben, mich selbst, brüllte vor Wut, wimmerte, stöhnte vor Angst, Schmerz und Verzweiflung.

Es ist keines Schwächlings Rolle, in solchen Verhältnissen zu leiden. Am schlimmsten war's, wenn die Nacht kam und mit ihr das Gefühl des Totseins, weil der Abgeschlossenheit von aller Welt. Die einzige lebende Seele vielleicht kilometerweit im Umkreis. Das marterte das Herz. Hätte ich doch nur einen einzigen menschlichen Laut vernommen. Aber nichts als das spukhafte, gespenstermässige Geräusch des alten Kampfplatzes: das Rasseln alter, rostiger Drähte im Luftzug, das Klirren von Metalltrümmern, die durch Erdbeben aus ihrer Lage kamen. Die Nacht! Wie verfluchte ich die Poeten, die sie in holden Versen besangen, ihre Stille und Ruhe zum Gegenstande hoher Lieder wählten. Die Pest über die Bande, die nicht die Wirklichkeit kennt, dass eine Nacht verrückt machen kann; so tollte und raste ich, wenn die Dunkelheit niedersank auf die blutgetränkte Fläche des Tannhübels. Und dann versank ich wieder in Fieberträume, und mein leises Stöhnen war das einzige Lebenszeichen. Aber wie sollte das helfen, jemanden auf meine Spur weisen....»

* * *

Dasselbe, was er uns gleich berichtet hatte, nachdem er, gerettet, zum ersten Male sprechen konnte, nur kürzer, infolge der übergrossen Ermattung.

Wortlos schritten wir heimwärts, jeder seinen Gedanken nachhängend. Erst in der Nähe unseres Standquartiers, wo der Baumwuchs aufhört und die ganze Gipfelkuppe des Brumont anhebt, setzte sich Stimmer auf einen am Waldrand liegenden, umgestürzten Baumstamm und forderte mich auf, mich neben ihn zu setzen. Dann blickte er mich an und sagte:

«Nun, was sagst Du jetzt zu diesen merkwürdigen Ereignissen? Ueberirdisch? Nicht wahr? Unnatürlich! Der Ruf einer Geisterstimme!» —

«Es gibt nichts Ueberirdisches», sagte ich kopfschüttelnd.

«Ja, wie erklärst Du Dir dann diese Geschehnisse, so wunderbar sie waren?» fragte er weiter.

«Naturgemäss. Gedankenübertragung ist ja längst nachgewiesen. Du bist eine sensible Na-

tur, vielleicht etwas wie ein Medium für telepathische Versuche, wer weiss. Dein Gehirn fing die Hilferufe dieses Verunglückten auf, und Du vernahmst sie eben sinnlich in dem Begleitgeräusch des Lautsprechers. Das ist doch eine ganz einleuchtende Erklärung, meine ich!»

«Ja, sogar sehr ist sie das», spöttelte er, «sehr spitzfindig und gelehrt. Und wenn ich nicht daran glaube? Wenn ich mich für das Eingreifen einer höhern Macht entscheide, die diesem Sterbenden Rettung bringen wollte und mich zum Werkzeug der guten Handlung bestimmte, deren Ruf ich blindlings zu folgen hatte, deren Gebot ich nicht widerstehen durfte?» —

«So lass' ich Dich eben auf diesem Glauben. Der eine zieht für Erklärungen die wilde Phantasie vor, der andere die kalte Vernunft. Irgend ein Fehler in der Anlage des Apparates bringt das Geräusch hervor, das Du als Stöhnen eines Verlassenen deutetest.» —

«Gut, so können wir ja heut Abend gleich die Probe aufs Exempel machen. Der Aermste ist gerettet, folglich darf, wenn ich recht habe, das Stöhnen nicht mehr auftreten. Kommt es weiter, so hast Du recht mit Deiner materiellen Erklärung eines Einrichtungsfehlers. Mein Leben setze ich aufs Spiel, dass ich durchdringe.»

«Hitzkopf», mahnte ich ihn, der wieder ins Feuer kam, dessen Augen wieder flammten und zuckten, als empfänden sie meine Widerrede als Lästerung und Herausforderung. Aber besser war's auf seine Gedankengänge einzugehen, deshalb warf ich leichtweg hin: «Gut, wetten wir!»

«Aber nicht um Geld», meinte er gleich zustimmend, «das würde diese unerklärliche Sache hinab in den Staub des Alltags zerren. Ich wette, um Dir zu beweisen, wie felsenfest ich an meinen Sieg glaube, den mir eine innere Stimme mit unbedingter Sicherheit verheisst. Ich setze etwas mir sehr Liebes aufs Spiel, etwas wohl Unersetzliches, dessen Verlust mich schwer betrüben würde.... ahnst Du, was ich meine? Die Freundschaft zu Dir ist mein Einsatz, ja, diese alte, jahrzehntelange Jugendfreundschaft, auf die noch kein trübender Schatten fiel, um diese wette ich.»

«Armer Kerl, nimm das zurück, Du bist in erregter Stimmung. Du könntest sie doch verlieren!» «Niemals, es bleibt dabei. Wenn Du gewinnst, so wende ich mich für immer von Dir ab, eine harte Strafe für mich, da Du mir so teuer bist. Der Apparat wird eindeutig sein Urteil sprechen. Stöhnt er weiter, gut! Stöhnt er nicht mehr... das wird Eintreffen, ich irre mich nicht. Wie ich mich freue, Dich diesmal hineinlegen zu können! Gut, dass der Wirt selbst den Schaden ausbessern konnte, den ich gestern Nacht

in meiner Aufregung an der Leitung verursacht habe. Er sagte mir heute früh, dass die Reparatur eine Kleinigkeit sei, da nur ein Draht aus einer Klemmschraube gerissen war....»

Wir brachen auf. Ich war sehr traurig. Meine Freundschaft als Einsatz einer Wette, die er unbedingt verlieren müsste! Wie ich den Verlust seines Wesens bedauern würde! Er setzte alles auf eine Karte, fühlte sich des Gewinns sicher. Warum hatte ich auch dieses Wettspiel vorgeschlagen, nun war es zum grössten Teil meine Schuld, wenn es unglücklich ausging. Soll ich vom Eintreffen in der Wirtschaft viel reden, vom Nachtessen, von dem Gaste, der tagsüber allein herauf gekommen war, um hier zu übernachten und der uns am Tische Gesellschaft leistete? Wir sprachen nur gleichgültige Dinge untereinander und mit ihm.

Dieses Fieber der Erwartung in meinen Gliedern bis in die Spitzen der Extremitäten hinein, wie elektrisches Fluid, das drin schwamm und sickerte, das Blut hetzend! Diese Steigerung, als der Wirt den Apparat in Gang setzte! Stimmer zittert, seine Knie erschüttern den Tisch, es geht ihm nicht besser als mir. Aber er ist heiter, gesprächig, blickt mir siegesgewiss in die Augen, steht auf, geht zum Radiokasten, der eben auf Paris eingestellt ist, dreht ihn nach der Wellenlänge und Stärke von Stuttgart.... jetzt ist die Entscheidung da! Hell und klar rauschen die Töne einer modernen Operette durch den Raum. Der Spuk ist verschwunden.... Das Stöhnen ist gewichen.... Stimmer singt mit, jubelt, wirft mir triumphierende Blicke zu, ich freue mich aufrichtig, dass er gewonnen hat, vergesse ganz meine eigene Niederlage über dem Ideenspiel in meinem Hirn: Aber das ist doch die Herrschaft des Uebersinnlichen!

Da stört der Wirt mit frischen Worten meine stolze Phantasie:

«Nun, bekommt man kein Lob zu hören? Da....», bei diesen Worten deutete er mit dem Finger auf den Fremden: «Ich erzählte dem Herrn heute Mittag die Geschichte von dem Stöhnen, und da traf ich's glücklich, er ist Fachmann, richtet selbst überall solche Dinger ein, er ging der Sache gleich auf den Grund und hat den Fehler rasch beseitigt, wie Sie hören!»

Ich blickte bei dieser Rede auf Stimmer, der sehr bleich geworden war. Das war eine schnelle, unerwartete Absage an seinen Sieg. Aber er hatte ja seine Wette nicht verloren. Und ich auch nicht. Beide waren wir quitt, reichten uns die Hände, unsere Freundschaft soll dauern bis zum natürlichen Ende des einen Teils und soll nie mehr dermassen auf die Probe gestellt werden. Das sagten Blicke und Mienen.

Vogesen-Wanderungen

Neuweiler - Schilderhausfels - Forsthaus Rotlach - Erkartswweiler - Meisenbacher Schlösschen - Wimmenau.

Gehzeit: 5 Std.

a) Neuweiler - Schilderhausfels. 1 $\frac{1}{4}$ Std.
Wegezeichen: blau-gelbes, liegendes Kreuz.

Vom Bahnhof links und bald darauf rechts der Strasse in den Ort folgen. 10 Min. Im Orte beim Restaurant de l'Ancre auf Strasse rechts aufwärts. Wegweiser: Weiterswiller. Nach 10 Min. auf der Höhe Strassenteilung. Hier der Strasse geradeaus abwärts folgen und bei nochmaliger Strassenteilung links. Wegweiser: La Petite Pierre, Füllengarten. Nach 7 Min. Karrenweg rechts über Felder und nach 2 Min. bei einer Wegekehre links Pfad parallel mit der verlassenen Strasse laufend. Nach 4 Min. kreuzt man die Strasse und folgt dem Pfad im Walde aufwärts. Nach 5 Min. erreicht man wieder die verlassene Strasse, welcher man nun links aufwärts folgt. Nach 5 Min. bei Strassenteilung der Strasse links folgen. Wegweiser: Füllengarten. Nach einigen Schritten Karrenweg links abwärts. Nach 4 Min. bei Wegeteilung links abwärts. Nach 2 Min. erreicht man wieder die Strasse, deren grosse Kehre man gekürzt hat, und folgt derselben links. Nach 2 Min. bei Strassenteilung der Strasse rechts weiter folgen. (Rechts Pfad in einigen Schritten zur Grossen Eiche). Nach 5 Min. am Waldrande noch einige Schritte auf der Strasse weiter, dann Karrenweg rechts im Walde aufwärts. Wegezeichen: blauer Strich. Nach 2 Min. links Pfad im Zickzack aufwärts. Wegweiser: Schilderhausfels. In 15 Min. am Schilderhausfels. Schöne Aussicht.

b) Schilderhausfels - Erkartswweiler.
2 Std. Wegezeichen: roter Strich mit blauem Halbkreis.

Vom Felsen dem aussichtsreichen Pfad links auf der Höhe ständig folgen. Nach 4 Min. bei Wegeteilung Pfad geradeaus eben weiter. Nach 5 Min. bei Pfadteilung rechts Pfad im Zickzack aufwärts. (Links zur Ruine Hüneburg). In 7 Min. auf dem Grünkopf. Hier rechts Pfad aufwärts über den Rücken des Grünkopfes. (Links in einigen Schritten zur Felsgrotte, empfehlenswerter Abstecher). In 5 Min. auf dem Gipfel des Grünkopf (418 m). Prächtige Aussicht. Von hier dem Pfad auf dem Bergrücken weiter folgend, erreicht man nach 5 Min. die Grünkopffelsen. Distriktstein Nr. 9. Prächtige Aussicht. Nun demselben Pfad wieder zurück folgen. Nach 2 Min. (Achtung, aufpassen!) links Pfad an einer Felswand im Zickzack abwärts. Man erreicht nach 8 Min. einen Karrenweg, welchem man rechts abwärts folgt. (Links blauer Strich zur Ruine Hüneburg). Nach 5 Min. einen Pfad kreuzen. (Links über Johannistal nach Lützelstein, rechts nach Neuweiler). Nach einigen Schritten bei Wegeteilung dem Karrenweg weiter abwärts folgen. Nach wieder einigen Schritten bei Wegeteilung Karrenweg rechts. Nach 5 Min. einen breiten Fahrweg kreuzen und links über eine Lichtung aufwärts. Bald bei Wegeteilung dem breiten Fahrweg

rechts im Walde bequem aufwärts folgen. Berg zur Rechten. Keine Markierung. Nach 10 Min. bei Wegeteilung links dem breiten Fahrweg weiter bequem aufwärts folgend, in 7 Min. auf die Lützelsteiner Strasse und derselben links aufwärts folgen. Nach 5 Min. bei Kilometerstein Nr. 134 dem breiten Fahrweg rechts durch das Grosse Rehtal abwärts folgen. Wegweiser: Mais. for. Rothlach. Nach 12 Min. bei Wegeteilung dem breiten Fahrweg links weiter abwärts folgen. Nach 10 Min. erreicht man die Lützelsteiner Strasse. Nun derselben links aufwärts, am Forsthaus Rotlach vorbei, folgen. (Rechts blauer Strich über den Hohweinberg nach Ingweiler). Nach 5 Min. eine Strasse kreuzen und auf Strasse abwärts. Wegweiser: Erkartswiller. Nach 6 Min. rechts Fahrweg durch ein schönes Wiesentälchen. Bald bei Wegeteilung Karrenweg links im Walde bequem aufwärts. Nach 5 Min. Fahrweg kreuzen. Nach 2 Min. wieder einen Fahrweg kreuzen und nach 5 Min. bei Wegeteilung dem Karrenweg links im Tal entlang folgen. Nach 5 Min. rechts Pfad das Tal kreuzend in 2 Min. nach Erkartswweiler.

c) Erkartswweiler - Wimmenau. 1 $\frac{3}{4}$ Std.

Bei Einmündung des Weges in den Ort der Strasse rechts aufwärts folgen und nach 5 Min. bei Haus Nr. 69 Fahrweg links über Felsen aufwärts. In 5 Min. am Forsthaus Vorderkopf. Hier dem Fahrweg rechts Wiese entlang folgen. (Links rotes Rechteck über die Ochsenställe nach Wimmenau). Bald bei Wegeteilung links im Walde abwärts. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts zu einem Brunnen. Hier dem Wege links auf der Matte am Waldrande einige Schritte folgen, dann rechts im Wald ebener Pfad. Nach 4 Min. erreicht man einen Karrenweg, welchem man links folgt. Nach 2 Min. bei Wegeteilung Karrenweg links und nach einigen Schritten bei nochmaliger Teilung rechts eben im Tälchen weiter. Nach 6 Min. bei Wegeteilung links in 1 Minute zum Meisenbacher Schlösschen. Geringe Reste. Hier dem Karrenweg links am Steinbruch vorbei im Tälchen folgen. Wegezeichen: weisser Strich. (Rechts ebenfalls weisser Strich über Sparsbach nach Ingweiler). Nach 4 Min. einen Fahrweg kreuzen. (Der weisse Strich führt links nach den Ochsenställen). Nach 7 Min. bei Wegeteilung rechts im Tälchen eben weiter. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts und nach 5 Min. bei nochmaliger Teilung links aufwärts. Nach 7 Min. einen Karrenweg kreuzen. Nach 2 Min. bei Wegeteilung links aufwärts. Nach 1 Minute Vereinigung mit der von Erkartswweiler kommenden Haupttroute, rotes Rechteck. Nun diesem Zeichen und dem Karrenweg auf der Höhe folgen. Nach 1 Minute einen Karrenweg kreuzen. (Links gelbes Malzeichen nach Wingen, rechts dasselbe Zeichen über den Englischen Berg nach Ingweiler). Nach 10 Min. bei Wegeteilung dem breiten Fahrweg links im Schustertal folgen. Nach 6 Min. rechts Pfad. Bald bei Pfadteilung dem Pfad rechts am Waldrande folgen. Nach 10 Min. links auf einen Karrenweg und demselben links über Felder folgend in 15 Min. am Bahnhof Wimmenau.

Alfred Gaessler.



Hôtels recommandés

Hôtel Bains de Buhl

Barr centre d'excursions : Mont Ste. Odile etc. etc.
Téléphone 70. 100 lits. Cuisine et cave renommées.
Mosser, propriétaire.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées.
„Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes
frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et
Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^{re} Oberländer Weine —
Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.
Propr.: Xavier Baldenweck.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges.
Propriétaire : J. Lindecker.

Das vor dem Brande beliebte

Hotel Hanauer Weiher (Nordvogesen) wiedereröffnet.

Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. - Aufmerksame
Bedienung. - Fremdenzimmer. - Pension. - Kahnfahrten.
Der neue Besitzer G. KUNDER.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion,
en auto, pour votre séjour, visitez
l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage.
Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.
Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux
A proximité du Fleckenstein, Hohenburg
Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Re-
commandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.
O. Mischler.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et
Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée
de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pen-
sion et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Kech.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach.
Déjeuners et Diners à toute heure.
Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine
renommée. Spécialité : Carpes et Truites. Grande Salle.
Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel du Lac blanc

Altitude 1200 m.

Gare Hachimette-Orbey. Poste Orbey. Tél. Orbey No. 50.
Cures d'air. Sports d'hiver. Dernier confort. Pension
50 à 60 fr. Centre d'excursions. Ouvert toute l'année.

Albert Freppel, propr.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU
BAIN THERMAL.

Restaurant Donnenwirth-Arnburg.

Mühlthal Post Bärental und Gare Phéppsburg je 4 km,
am Touristenweg Bad Morsbronn - Ruine
Arnsburg - Ruine Lichtenberg, mitten Tannenwald.
20 Min. zur Ruine Gross Arnsburg. Herrliche Spaziergänge
Speisen zu jeder Tageszeit; Spezialität: Bauernschinken,
Bauernbrot, Forellen. Schöne Fremdenzimmer

Hôtel-Restaurant du Lion d'or

TELEPHONE 72

Niederbronn-les-Bains B. viert. Fließend Wasser. Aner-
kannt gute Küche. Prima elsässische
und franz. Weine. Aufmerksame Bedienung. Schattige
Terrasse, Garage.
Neuer Besitzer: Edm. ZUMBIEHL, Küchenchef.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

Niederbronn-les-Bains
HOTEL MATTHIS

Téléphone No. 10

En face du Casino de la source et de l'Etablissement Thermal. Tout confort. Eau courante chaude et froide. Restaurant-Pension. Garage. Bains. — Prospectus sur demande. Ouvert Pâques-Novembre. Aug. Hueber-Matthis.

Hôtel Vogesia

Niederbronn-les-Bains Tél. 102. Près du Casino et square des eaux. Eau courante chaude et froide. Salles pour 50 à 800 personnes. Garage pour 50 autos. Prix modérés.

Pension Koch

Téléphone 103. Pension de famille près de la forêt. Foyer de touristes. Propr.: Ch. F. Koch.

Hôtel-Restaurant de la Poste

Téléphone 98 — Am Kurplatz — Téléphone 98

Niederbronn-les-Bains Annerkannt gute bürgerl. Küche. Gepflegter Keller. Freundl. Fremdenzimmer. Mässige Preise. Aufmerksame Bedienung. Ernest ROEHRIG, Küchenchef.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Communiquant avec le nouveau Etablissement des bains thermal. Grandes salles pour sociétés. Maison recommandée aux sociétés, voyageurs et touristes. Propr.: J. Ph. Jund, chef de cuisine.

Hôtel Lenig-Weissler

Niederbronn-les-Bains à l'entrée de la promenade. Belles chambres Restaurant-Pension. Cuisine et cave renommées. Grande salle recommandée aux sociétés et touristes. Eau courante, salle de bains, chauffage central. Téléphone No. 4. Propr.: René Lenig.

Hôtel du Cerf

Oberbronn cure d'eau à 5 km de Niederbronn-les-Bains. Arrêt de autos Niederbronn—Ingwiller. Grande salle et terrasse pour sociétés; vue splendide. Grande collection d'armes antiques. Cuisine et cave soignées. Chambre et Pension. Prix modérés. — Grosser Saal. Terrasse mit herrlicher Aussicht. Grosse Sammlungen von Waffen und Altertümern. Gute Küche, reine Weine. Zimmer und Pension. Propr.: Alfred Muller.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M. 30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air. 400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'excursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Café Windenberger

Sarreguemines Rue Ste. Croix 15. Maison de premier ordre. Recommandée pour sa pâtisserie. Spécialité: Fabrication de Pralinés.

Propr.: Mme. Windenberger.

Café-Restaurant Terminus

Sarreguemines Avenue de la gare, recommande une cuisine de 1^{er} ordre et sa cave de meilleurs crus. — Boissons de premier choix. — Maison recommandée aux Gourmets et MM. les Voyageurs et Touristes.

Pension - Nouvel Hôtel des Touristes

Villégiature Tannenkirch

Téléphone 1. Altitude 650 m. se recommande aux familles pour un séjour agréable dans un air pur et fortifiant. Logements meublés avec cuisine à louer.

Hôtel-Restaurant Excelsior

„Zum Elsässer Winstuebla“

Sarreguemines In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, Ecke Avenue de la gare und Rue Poincaré. Tel. 394. Neuerrichtetes komfortables Haus mit grossen und kleinen Vereinssälen. Rendez-vous aller Touristen. Prima Küche. Reine Elsässer- und französische Weine. Grosser schattiger Garten. Kegelbahn. Garage nebenan. Schöne Zimmer mit fliessendem Wasser. Zentralheizung etc. Propr.: Jules Guthbrod.

Hôtel des Deux Clefs.

Turckheim Sur la route aux Trois-Epis. Maison de curiosité alsacienne, fondée en 1620. Meubles vieux styles. Pension, chambres confortables. Vins des meilleurs crus. Cuisine soignée. Salles pour sociétés. Grand jardin ombragé. T. S. F. Téléphone 1, Turckheim. Auto-Garage.

Propr. E. Burgmann, chef de cuisine.

Hôtel-Restaurant Bellevue

Trois Epis Téléphone 9. Cuisine renommée. Pension. Chambres. Vins d'Alsace ouverts et en bouteilles. Prix modérés. Garage gratuit.

Ant. Grasser, chef de cuisine.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

SANATORIUM GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prop. Mme. Vonesch-Biecheler.

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Hôtel-Restaurant du Musée

Colmar En face du Théâtre et du Musée, centre de la
ville. Récent agrandissement. Eau courante
chaude et froide. Electricité. Salles de bains. Salles pour
sociétés. Auto-garage. — Déjeuners et diners (service par
petites tables). Spécialité: Vins d'Alsace de 1^{ers} crus.
Téléphone No. 20.15 Prop.: L. Fulgraf.

Dragés und Bonbonnières

Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés

zu Fabrikpreisen bei

DARSTEIN STRASBOURG
Jungferngasse 3

Vite et Bien!



CLICHÉS TRAIT
SIMILIGRAVURE
TRICHROMIE
RETOUCHES
DESSINS

Téléph. 882

Photogravure
A. GUEIROARD 2. Place Guillaume Tell
MULHOUSE

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach

